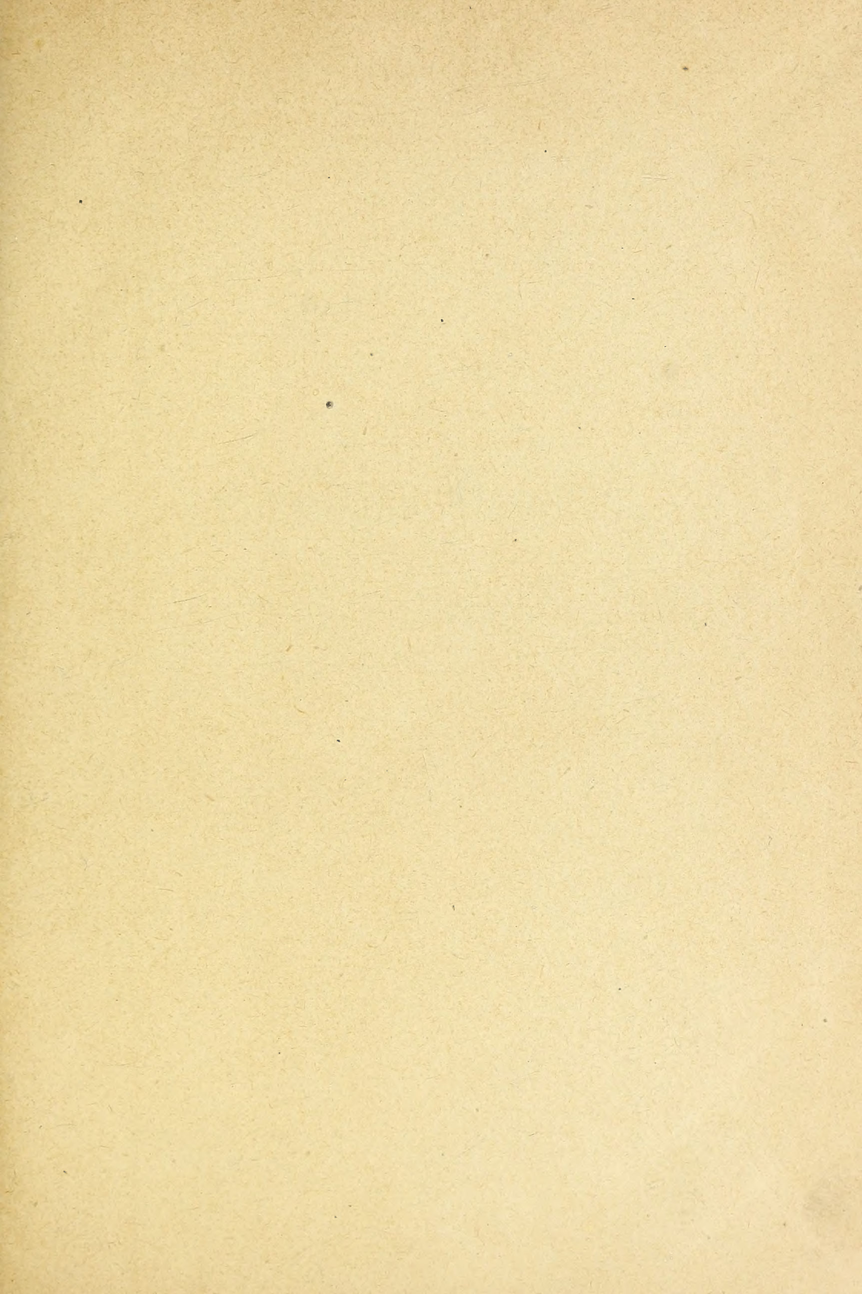








Historische Novellen.

Erster Band.



Historische Novellen

von

George Hiltl.

Erster Band.



Berlin.
Verlag von Wedekind & Schwieger.
1873.



Der Teufelsdoctor von Wolffenbüttel.

In der herzoglichen Residenzstadt Woffenbüttel stand am Ende der Pfaffenstraße nicht weit von der Marienkapelle ein großes Haus, welches mit hoher Mauer umgeben und durch ein mächtiges Thor gesperrt war. Der Stadttheil, in dessen Bezirk dieses Haus lag, hieß die Neue oder Heinrichsstadt, denn der Herzog Julius, ein großer Gönner Wolffenbüttels, hatte zum Gedächtniß seines verstorbenen Vaters den neuen Stadttheil also getauft.

Das große Haus war erst im Jahre 1572 erbaut und demnach im Jahre 1574 noch nicht zu den alten

Gebäuden gehörig, aber es blickte doch recht finster und unheimlich in die Straße. Hinter dem hohen Mauerwerk stiegen zuweilen Rauchsäulen auf, man hörte oft seltsame Töne erschallen, und nur in ganz besonderen Fällen öffnete sich das schwere, mit Eisen beschlagene Hauptthor.

Ein solcher Fall mußte wohl an einem recht schönen Juni-Abende vorliegen, denn die weite Pforte stand offen, als wäre sie zum Empfange eines Ankommenden bereit, es ließen sich ein paar griesgrämige Diener draußen sehen und an den sonst immer fest verschlossenen Fenstern konnte man die Vorhänge bemerken, welche im Innern der Zimmer hingen, auch ließen sich hie und da Gesichter hinter den Scheiben blicken. Die Bewohner des Stadttheils und die Nachbaren jenes Hauses waren bald unterrichtet, daß etwas Absonderliches vorgehen werde. Sie hatten deshalb nichts Eiligeres zu thun, als ihre Arbeiten stehen zu lassen und sich möglichst schnell dahin zu begeben, wo es Neuigkeiten zu erhaschen galt, das heißt auf den Platz vor dem großen Hause. Die Menge der Gaffer wuchs bald

ansehnlich, es blieben sogar einige Reiter auf ihren Pferden halten, Fuhrwerke sperrten die Gasse, so daß der Büttel schon ein paar Mal recht grob eingeschritten war.

Endlich schien die längst begehrte Scene spielen zu sollen. Es kamen von der Pfaffenstraße herauf zwei große Wagen. Sie waren nach Sitte der Zeit äußerst plump gebaut, trugen auf vier dicken Stangen ein Lederdach und konnten an den Seiten mit Vorhängen von demselben Stoffe geschlossen werden. Je näher diese Wagen dem Hausthore kamen, je wilder drängte sich die Menschenmasse heran, und als die Fuhrwerke hielten, blieb nur ein kleiner Raum zwischen den Neugierigen und dem Hausthore, um die Reisenden aussteigen zu lassen. Gerade als die Kutscher ihre Rosse zum Halten zwangen, erschien auf der Schwelle der Hauses unter der Thüre die Gestalt eines Mannes, bei dessen Anblick durch die Menge ein lautes „Ah!“ ging. Es war dies ein Ton, der halb aus Furcht, halb aus Staunen gemischt sein mochte, und mehrere der Gaffer krochen ängstlich bei Seite. Das Aeußere

des Mannes war auch in der That geeignet, die Empfindung des Grauens zu erwecken, zumal da in jener Zeit noch so Viele an übernatürliche Dinge, an die finsteren Sagen von Hexenbannern und an den bösen Blick glaubten.

Der Hausherr mochte eine Leibeslänge von nahezu sechs Fuß haben. Seine außergewöhnliche Magerkeit war Schuld daran, daß die Gewänder um den Körper schlotterten und aus dem mit schmaler weißer Krause besetzten Halsstück des Wammses reckte sich der hagere Hals, auf welchem ein spitzer Kopf saß, heraus. Dieser Kopf glich dem einer Mumie und zeigte ein Paar funkelnde Augen. Ganz kurz geschorenes Haar bedeckte den Schädel und ein Bart aus röthlichen Haaren, zwischen denen einzelne weiße Strähnen hinliefen, zog sich um Kinn und Oberlippe. Dabei hatte der Mann lange, affenartige Arme und wenn diese recht lebhaft an das boshafteste aller Säugethiere erinnerten, so mußte man wieder an die Raubvögel denken, welche um die Kirchthürme schwirrten, wenn man die Nase ansah,

die gleich dem Schnabel eines Geiers sich aus dem Antlitze des Hageren hervorsteckte.

Dieser Mann war bei all seiner Häßlichkeit und dem nicht einnehmenden Aeußern, doch eine große Person in Wolffenbüttel, denn er war der herzogliche Hofadept und Medikus Philipp Sommerring, oder, wie er sich mit seinem Gelehrtennamen nach dem Brauche der Zeit nannte: Der „Doctor Theorocyclus“. Er schien sich auch bewußt, daß die Liebe der Bevölkerung ihm nicht zu Theil geworden sei, denn er kümmerte sich um keinen der Neugierigen, sondern hatte nur Augen für die Wagen oder deren Insassen. Kaum hielten die Fuhrwerke, als der Doctor seinen Dienern befahl, die Ledervorhänge zu öffnen. Es erschienen nun zuerst zwei Jungen von dem sonderbarsten Aussehen. Sie glichen fast den Zigeunern, trugen gelb und grüne Wämmser und hatten seltsam geformte Mützen auf den Häuptern, von denen lange Federn nickten, dann kam ein kleiner, wie der Doctor ganz in Schwarz gekleideter Mann heraus, diesem folgte endlich die lange, gespenstische Gestalt einer Frau.

Als sie auf das Trittbrett des Wagens stieg, verschoben sich die Schleier, welche das Gesicht verhüllten, und man konnte nun wohl bemerken, daß die Züge der Fremden recht wohlgebildet waren, aber die Farbe ihres Antlitzes war ganz weiß; wie frisch gefallener Schnee leuchtete es zwischen den Falten hervor und zwei große, dunkle Augen blitzten die Nächststehenden an, als die Frau auf die Hausschwelle trat.

Der schwarze Doctor aber machte eine Geberde der Freude. Er hob seine Arme in die Luft, beschrieb dann mit ihnen einen Kreis und rief mit lauter, weithin tönender Stimme:

„Seid willkommen, Ihr Gesegneten! Heil widerfährt der Stadt, in welche Ihr einziehet! Heil ist diesem Hause wiederfahren!"

Der kleine Mann, dessen Augenmerk darauf gerichtet war, der Frau sorgsam aus dem Wagen zu helfen, rief als Entgegnung:

„Uns ist das Glück gekommen, da wir einziehen dürfen in des Theorocyclus geweihtes Haus!"

Zum Ueberflusse stimmten die beiden griesgrä-

migen Diener einen choralartigen Gesang an, der eine Begrüßungshymne sein sollte, und unter den Klängen dieses Liedes schritten die Ankömmlinge in das Haus.

Die Menge hatte, von der Neugierde bewältigt und lüstern auf jedes neue Ereigniß, von welchem sie Nichts verlieren wollte, stumm diesem Acte gelauscht. Als jedoch der abscheuliche Gesang ertönte, glaubten einige Straßenbuben, die zu allen Zeiten bei solchen Aufläufen Tonangeber gewesen sind, ihre Mitwirkung nicht länger versagen zu dürfen, sie begannen ganz in der Weise der Diener zu heulen; dies hatte ein lautes Gelächter der Nächststehenden zur Folge, darauf fingen die Hintenstehenden an gleich Katzen zu miauen und so kam es denn, daß ein entsetzliches Concert aufgeführt wurde, was heutzutage den Namen einer Katzenmusik verdiente. Zum Unglück für die sonderbaren Gäste ereignete es sich, daß einer der Diener nicht schnell genug mit dem Gepäck der Reisenden durch die Thür kommen konnte, weshalb eine Stopfung entstand und die weiße Dame also jede unliebsame Aeußerung mit anhören mußte.

Sie schüttelte zornig ihr Haupt; das war für den Doctor Theorocyclus das Signal, sich umzuwenden und die Menge mit Scheltworten zu tractiren.

„Hinweg von der Thür!“ rief er. „An Euer Tagewerk, Ihr Faullenzer, oder ich lasse Euch von den Bütteln eine Lection geben. Dies Haus ist durch Befehl des Herzogs geschützt!“

Die Erwähnung des Landesherrn würde wohl einigen Effect hervorgebracht haben, da Herzog Julius in hohem Grade beliebt war, aber leider hatten die Benennung „Faullenzer“ und der Hinweis auf die Büttel das Ehrgefühl der Versammlung höchlichst verletzt. Ehe der Doctor noch weiter in seiner Rede fortfahren konnte, wurden drohende Stimmen laut:

„Was will der Teufelskumpan?“ „Wie sagt er? Er ist ein Lungerer! Possenspieler!“

Der Doctor trat mit zorniger Geberde einen Schritt vorwärts, als wolle er den Kampf gegen die Masse aufnehmen.

„Wenn Ihr nicht sogleich von der Thür weichet, so werde ich die Büttel rufen.“

Er drohte mit seiner knochigen Faust, aber umsonst. Die gereizten Leute riefen dagegen:

„Nieder mit dem Schwarzen!“ und als Beweis, daß man gesonnen sei, den Worten Nachdruck zu geben, sausten ein paar Feldsteine gegen die Pforte, indem sie ihren Weg dicht an dem Haupte des Doctors vorüber nahmen. Ein entsetzliches Geheul und Pfeifen schallte durch die Luft, neue Geschosse wurden in Bereitschaft gesetzt und der Doctor hielt es endlich für gerathen, in sein Haus zu retiriren und dessen Thüre zu sperren, um nicht das Schicksal des heiligen Antonius zu erleiden. Die Menge beruhigte sich dabei jedoch nicht. Zur Ableitung ihres Zornes stand noch ein Wagen vor dem Hause. Der erste hatte schon das Weite gesucht, man begann jetzt dieses arme Fuhrwerk zu belästigen und suchte sich mit dem Inhalte desselben vertraut zu machen.

Als die Tumultuanten gegen den Wagen drangen, ertönte eine kreischende Stimme aus dem Innern:

„Um Gottes Willen! lasset die Geräthe unversehrt, die da gekommen sind, dem Herrn Herzog seine Gesundheit zu verschaffen.“

Die Angreifer prallten zurück und in demselben Augenblick streckte sich ein Kopf zwischen den Lederbehängen heraus, der so lächerlich dreinschaute, daß der Zorn der Masse in lautes Hohngelächter verwandelt wurde. Ein dickes, feuerrothes Gesicht, auf dessen stumpfer Nase eine grüne Brille saß, blickte wehmüthig die Störenfriede an. Es gehörte dem Hüter des Wagens. Die Menge machte ihrem Mißbehagen in derben Witzen Luft, aber Johann Lemmert, der Zimmermann von dem Hofe hinter der Pfaffenstraße rief:

„Laßt den Hanswurst, Leute, aber ein paar Scheiben von des Teufelsdoctors Hause wollen wir noch mitnehmen."

Krachend flogen die Steine gegen die Läden des Hauses und in Splittern barsten diese auseinander. Die Büttel erschienen zwar mit ihren Hellebarden, es setzte einige blutige Köpfe, aber die Gereizten gaben nicht nach, sondern es ward vielmehr von dem nächsten Bauplatze eine Menge neuer Munition herbeigetragen, um das Bombardement gegen des Doctors Wohnung fortzusetzen.

War das Ganze zu Anfang ein Tumult gewesen, so drohte es jetzt in eine Art von Empörung auszubrechen, wozu die Ankunft der Büttel das ihrige beitrug. Schon riefen die Keckſten unter Anführung Lemmerts: „Spieße heraus!“ und da im Jahre 1574 jeder mit Wehr und Waffen versehen war, so dauerte es nicht lange, bis verschiedene helle Haufen anrückten. Die Menschenknäuel ballten sich eng zusammen, die Büttel stießen in ihre Hörner, um Beistand zu rufen und es bereitete sich eine Schlacht vor, als die Sache plötzlich zum Guten gewendet wurde.

In kurzem Trabe erschien an der Pfaffenstraße ein Reiter. Er trug ein braunes Sammetwamms, hohe hirschlederne Stiefel, an denen goldene Sporen klirrten, einen schwarzen Hut mit langen Federn darauf, auf seiner Brust hing eine goldene Kette herab und an der Hüfte hatte er sein breites Schwert.

„Hollah, Ihr Leute!“ rief er, mit der Hand winkend. „Was giebt es da? Wollt Ihr des Herzogs Frieden brechen? Das ziemt sich nicht für gute Bürger.“

„Platz! Platz!“ schallte es jetzt aus dem Haufen. „Platz für Herrn Erich Reden! Platz für den edlen Junker!“

Die Vorarbeiten zum Hausstürmen blieben liegen, die Masse sammelte sich um den Reiter, der sein Roß fest am Zügel hielt. David Kompert, der Schuhmacher, trat mit abgezogener Mütze an den Junker heran:

„Wir wollten um keinen Preis herzoglicher Gnaden Frieden brechen, gnädiger Herr!“ sagte er. „Aber es sollte ein Schrecken kommen über den schwarzen Doctor, der uns Faullenzer und Gesindel schallt.“

„Ihr dürft Euch nicht selbst Recht schaffen“, bedeutete der Junker, „der Mann da steht unter des gnädigen Herrn Schutz, also wenn Ihr Hand an ihn legt, seid ihr des Herzogs Feinde.“

„Da sei Gott vor!“ entgegnete der Schuhmacher. „Wir wollen keinen Anlaß zum Zorn des gnädigen Herrn geben.“

„So macht Euch auf, gehet heim“, bat der Junker, „es wird Keinem ein Haar gekrümmt.“

Die Menge begann sich zu zerstreuen. Zwar wurden noch einige Fäuste geballt und die Steine sehr mißmuthig nach einer andern Richtung geschleudert, aber dennoch lief Alles bald friedlich auseinander. Die Letzten brachten ein Lebehoch auf den Junker aus und bald lag des Doctors Haus einsam wie vorher da.

Erich von Reden lenkte sein Roß durch die Gassen auf das herzogliche Schloß zu. Er senkte sein Haupt, während er so dahinritt, und blieb in tiefem Sinnen.

„Hm, hm!" machte er vor sich hin, „es geht schlimm in der Stadt zu. Weit genug ist es gekommen. Wenn der gnädige Herr nicht bald andern Sinnes wird, dann sehe ich böse Zeiten nahen."

Er ritt unter solchen Selbstgesprächen über die Brücke des Wassergrabens in das Schloß. Hier erwartete ihn ein Page, der des Junkers Pferd beim Zügel nahm und ihm bedeutete, er möge sogleich zum Herzog kommen. Der Junker schritt, dem Befehle folgend, die Treppen hinauf, durch den Wachtsaal in des Herzogs Zimmer. Er trat leise ein.

Herzog Julius saß in einem Lehnstuhle und hatte um sich her viele Bücher liegen, wie er denn ein gelehrter und wohlunterrichteter Herr war. Als er den Junker gewahrte, rief er mit freundlicher Stimme:

„Tritt näher, Erich! Ich wollte Dich gleich sprechen, sobald Du gekommen sein würdest."

Erich ging zum Herzog, der ihm die Hand reichte. „Herzogliche Gnaden befinden sich wohl?" sagte er.

„Kann's nicht sagen!" erwiderte der Gebieter ein wenig mürrisch. „Die Schmerzen da im Kreuze, die Schmerzen dort in den Knöcheln wollen nicht heraus. Habe nun meinen Medikus, den Hölcken bei mir gehabt; kann's auch nicht ändern — wissen viel Latein, die gelahrten Herren, aber wenn sie helfen sollen — Ja so, Erich! weshalb ich Dich rufen ließ — weißt Du, daß ich ganz etwas Neues und Sonderbares in diesen Tagen erwarte?"

Der Junker sah den Herrn fragend an.

„Du weißt", fuhr Herzog Julius fort, indem er verstohlen das Gesicht des jungen Mannes beobachtete, „wie ich seit längerer Zeit in der hohen

Kunst arbeite, den lapis philosophorum zu finden, Du weißt, wie ich den gelehrten Theorocyclus aus Meißen verschrieb, um mir die nöthigen Arcana, Gefäße und Tincturen zu verschaffen. Der außerordentliche Mann hat sich hier in der Residenz niedergelassen, ist zu meiner Freude mit dem Aufenthalte zufrieden, arbeitet mit mir gemeinschaftlich — o, ich sage Dir, Erich, das ist meine Freude, so in der Stille der Nacht bei den Retorten zu stehen, die Stoffe zu beobachten, wie sie sich bald vereinen, bald voneinander abstoßen, wie sie dann, durch das Feuer getrieben, in die Vorlagen laufen, und wie dann später die Prüfung stattfindet, wie Unedeles — edel wird durch den seltsamen Prozeß, der sich in den Glaskolben vollzieht."

Erich hörte diese Lobrede an, ohne eine Miene zu verziehen, als aber der Herzog schwieg, fragte er:

„Und haben Euer Gnaden schon ein Stück Gold aufzuweisen, was der Doctor aus der Pfaffenstraße gemacht hätte?"

Herzog Julius stutzte.

„Nein!" sagte er zögernd, „das noch nicht, aber

es wird kommen — es wird kommen, und wenn es mir mit Theorocyclus' Hülfe gelingt, welch' ein Glück für mein Land! Wie will ich sparen und aufhäufen! Arbeite ich doch nur um meines Volkes Willen."

Es lag eine so rührende Gutmüthigkeit in diesem Hoffnungsausspruche des Herzogs, der einer der edelsten Fürsten war, daß Erich von Reden sich nicht getraute, eine Entgegnung zu machen, obwohl ihn die Lust dazu anwandelte. Bitter ward der Treffliche getäuscht, das lag auf der Hand — aber wie war er zu überzeugen?

Sein Sinn, dessen Klarheit sonst alle Welt anstaunte, war gefangen durch den listigen Doctor, den er mit Gnaden überhäufte, der aus dem Lande große Summen zog und sich ohne Zweifel die Hände rieb, wenn er mit seinen Gesellen daheim in der früheren Burg saß, denn fast konnte man das Haus so nennen.

Erich that, als habe er die letzten Worte gar nicht recht gehört, sondern fragte:

„Und was ist das Sonderliche, welches Euer Liebden erwarten?"

„Ich bin, wie Du weißt, sehr kränklich seit einiger Zeit. Meine Füße machen mir wieder Schmerzen. Als ich noch ein kleiner Knabe war, ließ die Amme mich aus der Wiege fallen. Von diesem Sturze sind mir die Füße nach Innen gewachsen. Als ich einige Jahre auf der hohen Schule zu Löwen war, lernte ich den weltberühmten Medicus Haercael kennen, der mich zu heilen versprach. Was der Mann an mir that, war schrecklich und keiner von Denen, die auf der Folter liegen, mag ärgere Qualen aushalten. Der Arzt hatte ein ganz besonderes Instrumentum gebaut, welches aus Eisen gefertigt und mit vielen Stellschrauben und Schienen versehen war. In diesen Stock preßte er sechsmal des Tages meine Füße und so, daß die Gelenke krachten. Ich vermeinte sterben zu müssen vor rasendem Schmerze und flehte Gott um Kraft an — und siehe da, ich hatte solchen Muth, daß ich die gräulichen Qualen ertragen konnte, weswegen denn meine Füße wieder in so weit hergestellt wurden, daß ich sie brauchen konnte. Nun lebte ich eine Reihe von Jahren ganz vergnügt, aber jetzt, wo

das Alter herannahen will, merke ich doch, daß die starken Kuren, welche Haercael einst an mir vorgenommen, meine Kräfte zerrüttet haben mögen. Ich mußte einige schmerzhafte Schnitte aushalten, Hölcken, mein Medicus, that sie —. Es half Nichts. Jetzt endlich hat der weise Theorocyclus eine Kur mit mir begonnen. Er hat mir versprochen, die Heilung von meinen Schmerzen zu bewerkstelligen und —" der Herzog hielt ein wenig inne, dann fuhr er fort: „und mir durch einen Trank, ein kräftiges Elixir, die verlorene Jugend wieder zu geben."

Der Edelmann schreckte zusammen.

„Wie?" rief er, „Euer Gnaden ein so gelahrter Herr, der schon als Jüngling mit den besten Magistern disputirte und in den Sachen des Rechtes wohl bewandert ist, der kann solchen Leuten Glauben schenken? Ein Unsterblichkeitstrank? O, wenn das möglich wäre, wie viel hätten die alten Tyrannen und Kaiser nicht um ein solches Getränk gegeben!"

„Still, Erich", sagte der Herzog ärgerlich, „was in jener alten Zeit nicht möglich aufzufinden war,

ist für die heutige Sapientia vielleicht kein Geheimniß mehr. Ich habe von dem Landgrafen zu Meißen wichtige Empfehlungen für den Theorocyclus bekommen, noch bevor derselbe hier einrückte, und was den Trank der Jugend betrifft, so werdet Ihr bald genug ein Beispiel vor Euch haben, daran zu sehen ist, daß die Elixire wohl ihre Wirkung thun. Der Doctor läßt eine Frau nach Wolffenbüttel kommen, welche auf das Glaubwürdigste nachweisen kann, daß sie hundert und fünfzig Jahre alt ist und dennoch ein jugendliches Antlitz, sowie die Gestalt einer kaum dreißig Jahre alten Frau zeigt — nur, weil sie von den kostbaren Tropfen des Doctors nach einer bestimmten Verordnung brauchte."

Der Junker trat einen Schritt zurück. Das, was er vor wenig Augenblicken gehört und zum Theil gesehen, schien ihm mit des Herzogs Erwarteten zu stimmen.

„Gnädiger Herr", begann er wieder, „wenn ich nicht ganz im Irrthum bin, so ist jenes seltsame Wesen schon in den Mauern unserer guten Stadt."

„Wo? wer?", rief der Herzog leidenschaftlich, „hast Du etwas gesehen? Man müßte die Frau empfangen."

„Ich glaube, sie ist empfangen worden", fiel der Junker schnell ein, „nur dürfte dieser Empfang sie nicht erfreut haben."

„Was soll das heißen, Erich von Reden?"

„Je nun", antwortete der junge Mann ein wenig boshaft, „das gute Volk von Wolffenbüttel ist weniger für die geheimen Künste, als Euer herzogliche Gnaden, und da hat es denn einen Tumult an der Pfaffenstraße gesetzt, als die Wagen vor des Doctors Hause hielten, in denen ohne Zweifel die von Euer Gnaden erwarteten Personen angekommen sind."

Erich meinte, die Erwähnung des Mißbehagens der Bevölkerung werde den Herzog nachdenklich machen — er irrte sehr. Julius erhob sich trotz seiner Schmerzen mit zornglühendem Gesichte. Er ergriff die kleine, silberne Pfeife, welche von seinem Halse herabhing und stieß mit aller Macht hinein, worauf ein Kämmerling erschien.

„Sende gleich zu Capaun von Zwickau, dem Großvoigt — er soll kommen, auf der Stelle kommen, auch Hoym soll sich einstellen.“

Der Diener ging und der zornige Herzog warf ganz vernichtende Blicke auf den Junker.

„Oho“, rief er, „das sollte mir begegnen hier in meiner Stadt! Wenn ich Leute haben will, die mir von Nutzen sind, sollen ein paar Dutzend tolle Laffen nach Belieben einen Aufruhr erregen können? Niemals! Man weiß, wie gut ich von Natur geartet bin und wie ich milde denke, aber in mein Regiment lasse ich mir nicht greifen. Haben die Bürger von Wolffenbüttel die Freunde des Doctors schlecht empfangen, so will ich zeigen, daß ich die Rohheiten meiner Landeskinder gut machen kann und die Fremden sollen hier im Schlosse aufziehen, gleich den Gesandten einer hohen Macht. Ihr aber Alle, zu denen auch Du gehörst, Erich von Reden, die Ihr gegen den Doctor seid, hütet Euch, den Mann zu verunglimpfen, der mein Vertrauen hat. Gott befohlen und bessere Dich.“

Er winkte mit der Hand, worauf Erich abtrat.

Der Junker schlich gebeugt und beschämt durch die Gänge des Schlosses. Er hatte geglaubt, eine günstige Wendung gegen den verhaßten Doktor hervorbringen zu können, aber er sah wohl ein, wie thöricht er das angefangen. Er lenkte seine Schritte zum Südostflügel des Schlosses. Hier stand ein Theil des ganz alten Schlosses des „Wulffenbüttle" und diesen Theil bewohnte die Herzogin Hedwig.

Die Herzogin war eine Tochter Joachim II. von Brandenburg. Die Liebe des Herzogs zu seiner Gemahlin war eine seit den Jahren der Kindheit genährte. Als Julius, von seinem Vater gehetzt und verfolgt, nach Cüstrin zu Hans von Brandenburg flüchten mußte, fand er hier am Hofe die schöne Hedwig. Ein zartes, inniges Verhältniß enstand und als später die Aussöhnung zwischen Vater und Sohn stattfand, ehelichte Herzog Julius seine geliebte Hedwig. Noch immer schwebten Wolken des Zornes zwischen dem strengen Vater und dem Erbprinzen; Julius hielt sich daher ganz zurückgezogen in seinen Häusern zu Hessen und Schladen,

aber gerade diese Einsamkeit, dieses Freibleiben von allen Händeln, befestigte das Glück der Ehe und ließ eine bei den Großen der Erde seltene Häuslichkeit entstehen.

Bis vor kurzer Zeit hatte die Herzogin das ganze, unbeschränkte Vertrauen ihres Gatten, seine Liebe in vollem Maaße genossen, als plötzlich eine bedrohliche Wendung eintrat. Der leutselige Herzog ward finster und menschenfeindlich. Er mied die Seinen, er blieb oft allein — ja er redete barsch zu seiner Gattin. Herzogin Hedwig und die ihr anhängenden treuen Räthe, sowie die edlen Herren und Damen des Hofes, waren nicht wenig betroffen über diese schlimme Aenderung, und doch brauchte man nicht lange nach dem Grunde zu forschen.

Seit der schreckliche Doctor und Adept aus Meißen nach Wolffenbüttel gekommen war, hatten sich der Ernst, der Trübsinn und das Mißtrauen des Herzogs bemeistert. Er war nur noch im Staatsrathe und in Geschäftssachen zu sprechen, sonst ward er ganz menschenfeindlich. Nur selten ließ er noch seine Junker kommen, darunter besonders

Erich von Reden, den er ehemals gern bei sich gesehen. Dagegen blieb er oft genug bis spät in die Nacht hinein drunten in der Stadt bei dem Adepten in der Pfaffenstraße, und wie die Leute, welche ihn abholen mußten, da er seiner schwachen Füße wegen viel ritt, erzählten, saß er in dem Laboratorium vor den Schmelztigeln und Retorten, um das Flüssigwerden der Metalle zu beobachten, die seltsamen Spiegel und Bücher zu beschauen und mit ihrer Hülfe den Stein der Weisen zu finden.

Die erfahrenen Aerzte schüttelten den Kopf — sie hatten gegen den schwarzen Doctor keine Macht. Einige Male hatte die Herzogin günstige Augenblicke benutzt, um dem Gemahl Vorstellungen zu machen; auch das fruchtete nicht, und bald hieß es im Schlosse sowohl als auch in der Stadt, der Teufelsdoctor habe dem Herzog einen Trank eingegeben, welcher ihn seiner Gattin, den Kindern und Freunden abwendig machen sollte. Der Doctor dagegen erhielt tausendfache Gnadenbeweise. Er konnte dreist auf des Herzogs Namen borgen, baute ein großes Haus, erhielt die für seine Experimente

nothwendigen Dinge frei geliefert und hatte Schutz gegen Jedermann. Da alle Welt den Herzog stets für einen gelehrten Herrn mit offenem Kopfe angesehen hatte, war es nicht zu verdenken, daß man auf den Einfall kam, der Doctor habe dem Herrn ein übernatürliches Mittel eingeflößt. Also ward der Schwarze sorgfältig gemieden. Einige Freunde des Herzogs hatten selbst den kühnen Gedanken gefaßt, den Schwarzkünstler umzubringen; aber es schien doch mit Gefahr verbunden. Der Doctor war hinter solche Anschläge gekommen und ehe die Verschworenen nur an die Ausführung dachten, hatte er bereits den Herzog davon in Kenntniß gesetzt, der dann strenges Gericht hielt.

Voll von Sorgen, mit ihrem Kummer über das entschwundene Glück im Herzen, wandelte die Herzogin einsam in dem kleinen Garten, den sie dicht beim Schlosse zu ihrer Lust angelegt hatte. Die schönen Mandelbäume waren ihr von dem Klosterprobst zu Bergen und dem Halberstädter Dechant geschenkt worden. Hier in der Einsamkeit dachte sie über das Wandelbare der menschlichen Geschicke

nach. Sie lehnte den Arm gegen die Brüstung der Mauer, welche den Garten vom Schloßgraben trennte, und schaute träumend in die glatten Wogen, als eine wohlbekannte Stimme an ihr Ohr schlug. Hedwig blickte auf, vor ihr stand das Hoffräulein Gertrud von Wallhausen.

„Meine Trude", rief die Herzogin erfreut, die Hand nach dem schönen Hoffräulein ausstreckend. „Kommst Du endlich? Ich glaubte, Du hättest mich längst vergessen."

„Verzeihung, meine Gebieterin! — ich war hinunter in die Stadt, welche heute sehr bewegt erscheint. Es sollen heftige Auftritte bei jenem Hause — das der Doctor — Ihr wißt schon, welchen ich meine — stattgefunden haben."

„Der schreckliche Mann wird über Alle noch Unheil bringen!" jammerte die Herzogin. „Er wird uns verderben, sicherlich."

„Keine unnütze Furcht, gnädige Herrin", beruhigte das Fräulein, „ich hoffe ganz sicher, daß die tolle Wirthschaft ein schnelles Ende finden werde. Ich denke mir die Sache einfach so: der gnädige

Herr wird Gold haben wollen, es wird dem Betrüger, denn ein solcher ist der Doctor doch sicherlich, nicht möglich sein, das edle Metall herzustellen, und damit ist dann die Geschichte zu Ende."

Die Herzogin schüttelte das Haupt. „Du irrst", sagte sie. „Jener Mensch will nicht nur die tollen Betrügereien durchführen — er will mehr."

„Was glaubt Ihr, gnädige Frau, er sollte? —"

„Es wird eines Tages klar werden, welches seine Absichten sind", antwortete diese. „Jener finstere Geselle ist nicht so ohne alle Kraft und Gewalt, wie Ihr glauben mögt. Es giebt zwischen den Menschen und Gott noch Kräfte, von deren Anwendung Ihr Alle keine Ahnung habt. Als mein Herr Vater selig noch zu Berlin in voller Kraft residirt und Haus gehalten, da war der böse Feind ihm auch nahe in Gestalt des Erzjuden Lippold, den mein gnädiger Vater zu seinem Kämmerer machte, und der ihm allerlei Künste zeigte, bis er zuletzt dem guten und großen Fürsten mit einem Gifttrunke vergab. Es scheint, daß Gott mich auch mit solcher Prüfung heimsuchen wolle.

Gertrud von Wallhausen blickte ängstlich umher. Es war ihr, als sei der böse Doctor in der Nähe.

„Ihr meinet, gnädige Frau, daß der Doctor wirklich ein Zauberer sei?“

Die Herzogin sah sich um und ergriff der Freundin Hand.

„Glaube mir“, flüsterte sie, „es ist so. Ich bin seit einiger Zeit sonderbaren Dingen auf der Spur. In dem alten Hause dort mögen die Geister der Vorfahren umherirren — aber sie werden uns, die Nachkommen, nicht in der Ruhe stören. Seit vielen Nächten schon bin ich aber geplagt von Erscheinungen mancherlei Art. Es pocht an die hohen Fenster — es rüttelt die Thüren und rauscht im Kamine auf und nieder. Zuweilen fühle ich die Nähe eines Wesens und es ist mir, als streife eine Hand die Wand entlang und suche nach Etwas — —“

„Wonach?“ fragte Getrud, der ein Schauer über den Körper lief.

„Das ist es, was ich verschweigen will“, sagte die Herzogin, „weil es ein Geheimniß ist, welches mir mein Gatte vertraute und dessen noch Niemand

theilhaftig geworden ist. Es ist das Beste und Herrlichste, was mein edler Julius für sein Land gethan und Niemand weiß darum, als er und ich. Aber es will mich bedünken, als habe der böse Doctor einen Dämon gesendet, der zum Schaden unser Aller dies Geheimniß ausgewittert, und als komme das Gespenst bei Nachtzeit, mir wehe zu thun, und nach dem zu suchen, was ich allein nur weiß."

„Die Sorge und Angst machen Euch aufgeregt", sagte Gertrud. „Ihr sehet die Gesichter zur Nacht."

„Nein — nein!" rief die Herzogin plötzlich angstvoll, „ich sehe sie auch bei Tage — jetzt dort, sieh' dahin — da war es!"

Sie zeigte schnell nach einer Stelle des Gartens, wo die Mauer mit dem Schlosse zusammenstieß und wo einige Baumgruppen standen. Gertrud blickte nach dem bezeichneten Orte, sie vermochte jedoch Nichts zu entdecken, nur schien es ihr, als bewegten sich die Bäume recht heftig, gleichsam, als habe Jemand die Zweige auseinander gebogen, um in den Garten schauen zu können. Die Herzogin aber

war bleich geworden wie eine Leiche, sie starrte nach der Gegend hin, ohne einen Finger zu rühren, und nur die heiteren Stimmen einiger Kinder brachten sie wieder zum Bewußtsein.

Lachend und scherzend liefen die kleinen Prinzen Heinrich, Julius und Philipp, herbei; sie hatten die kleine Prinzessin Hedwig mit Schnüren eingefangen und zogen sie trotz ihres Sträubens in den Garten. Was aber Gertrud noch mehr erfreute als die Nähe der Kinder, war die Erscheinung Erich's von Reden und des alten Kammerrathes Heinrich's von der Lühe, die beide in den Garten traten und sich ehrerbietig vor der Herzogin verneigten.

„Willkommen, meine Freunde!" sagte Hedwig. „Gerade jetzt trefft Ihr mich in schweren Sorgen. Sahet Ihr heut meinen Gemahl? Sprach er mit Euch? Sprach er von mir?"

Der Kammerrath schüttelte das Haupt.

„Seine Gnaden haben nur von Geschäften gesprochen", antwortete er.

„O, wohin ist es gekommen!" klagte Hedwig. „Seht die lieben, frischen Kinder dort an, sie waren einst

seine Lust — mein Gatte hat keinen Sinn mehr für die Prinzen seines Hauses. Wie kann ein Fremdling also das Herz abwendig machen? Meint Ihr nicht, Herr Kammerrath, daß ein zauberisches Mittel angewendet wurde?"

Lühe beugte ein wenig das graue Haupt und sagte halblaut:

„Es mag wohl Etwas dergleichen geben, obwohl ich nicht daran glauben möchte."

„Fast wird es mir zur Gewißheit", rief jetzt das Hoffräulein. „Die gnädige Frau Herzogin werden sogar nächtlich durch Erscheinungen geplagt, die ganz und gar darauf hinausgehen, die Seele in Angst und Schrecken zu versetzen."

Jetzt trat der Junker Erich von Reden einen Schritt vor.

„Steht es so?" sagte er lächelnd, „dann haben wir gewonnen. Ich bin nicht gelehrt genug, um mit den Leuten an Hochschulen zu disputiren, ob es Gespenster giebt oder nicht, aber ich möchte wohl einmal den Versuch machen, mit solchen Wesen ein Wort zu sprechen."

„Bleibt davon!“ mahnte die Herzogin.

„Gnädige Frau, ich will nicht den Vorwitzigen spielen“, sagte Erich, „allein, die Wahrheit zu gestehen, in Paris und London, wo ich war, giebt es eine große Menge erleuchteter Herren, die alle solche Spukerei für Albernheit erklären. Ich denke mir, der Doctor aus der Pfaffenstraße wird seine sehr guten Gründe haben, eine solche Maskerade hier im Schlosse aufzuführen, wenn er dahinter steckt. Ich beobachte schon seit langer Zeit das Treiben und ich glaube, es sind hier im Schlosse Helfershelfer, die für den Schwarzen arbeiten.“

„Aber weshalb gegen mich?“ fragte Hedwig.

„Dafür ist ein Grund leicht gefunden. Euer Gnaden sind es vor Allen, die dem Treiben des Doctors abhold blieben; so richtet er denn seine Angriffe wider Euer Gnaden, und weil der Herr Herzog ganz in seinen Händen ist, hat er gutes Spiel.“

„Ihr meint, es werde schwer halten, den gnädigen Herrn von dem Doctor loszureißen?“

„Fast halte ich es für unmöglich, wenn wir

nicht eine günstige Gelegenheit finden, den Herrn von dem Betruge des Doctors zu unterrichten — hört selber — hört Ihr nichts?"

Deutlich schallten in diesem Augenblicke Trompetenstöße herüber und einzelne Rufe mischten sich in die Musik, dann hörte man, wie ein Wagen über die Schloßbrücke rasselte und unter dem Thore hielt.

„Das ist ein neues Wunder, welches der Theorocyclus dem Herrn präsentirt", rief Erich. „Es ist ein Weib, das durch den Verjüngungstrank sich ewig frisch erhält, obwohl sie hundert und fünfzig Jahre zählt. Bald wird auch der Herzog von dem Elixir schlürfen."

Vor Staunen und Schrecken starr blieben die Damen und der Kammerrath in dem Bosket des Gartens, während Erich in den Schloßhof eilte. Als er in die Nähe des Thores kam, blieb er von dem, was er sah, betroffen stehen. Aus dem Wagen, der unter der Wölbung hielt, stiegen zwei dunkel gekleidete Männer, ihnen folgte eine weißgekleidete, tief verschleierte Frau und endlich zwei seltsam gekleidete Knaben. Die ganze sonderbare

Gesellschaft stieg, von einem Pagen des Herzogs geleitet, die Treppen hinauf.

Erich von Reden wußte nicht, was er von diesem Aufzuge halten sollte, aber er hatte in dem einen der Männer den Doctor Sommering, oder wie er sich nannte: Theorocyclus, erkannt. Es ging sicherlich Ungewöhnliches vor und da der Junker sich des Ausspruches des Herzogs erinnerte, wonach dieser einen Gast seines Adepten erwartete, zweifelte er nicht länger, daß nun der Augenblick gekommen sei.

Er eilte in den Garten zurück. Hier standen die Herzogin, der Kammerrath und Gertrud von Wallhausen in der Erwartung der Nachrichten.

„Der Teufelsdoctor bringt seine Brut in das Schloß!“ rief der Junker außer sich. „Wir müssen auf der Hut sein!“

„Eilen wir in das Schloß!“ gebot die Herzogin. „Dieser Tag wird ein unheilvoller für uns werden, ehe noch die Sonne sinkt.“

In der Ritterstube des Schlosses standen die unheimlichen Gäste. Der Doctor Sommering-Theorocyclus hatte sich in seine besten Gewänder

geworfen, der kleine schwarze Mann, derselbe, welcher mit der verschleierten Frau aus dem Wagen stieg, als dieser bei dem Hause des Doctors mitten unter der gaffenden Menge hielt, war dicht an seiner Seite und ließ seine unstäten Augen gleich denen eines Falken umherschweifen, mit gierigen Blicken die schönen Kannen, die silbernen Schüsseln und Leuchter betrachtend, welche die Schenktische zierten. Hinter Beiden standen die zigeunerhaften Knaben, vor diesen, gleich einer aufgerichteten Leiche, die Frau, deren Erscheinen der Doctor mit einer Hymne gefeiert hatte.

Es währte einige Zeit, bevor sich in dem anstoßenden Gemach Geräusch hören ließ, dann wurden schnell die Vorhänge auseinandergeschlagen und Herzog Julius erschien, auf einen Stock sich stützend, im Zimmer. Der Doctor und sein Genosse verneigten sich, die weiße Frau blieb unbeweglich, aber die beiden Knaben begannen plötzlich eine Musik. Sie hatten eine Art von Rohrflöten in den Händen und bliesen auf denselben die Melodie eines wehmüthigen Liedes, dessen eintönige Weise am Schlusse

jeden Satzes durch einen schrillenden Pfiff unterbrochen wurde.

Herzog Julius blieb erstaunt im Zimmer stehen. Der ganze Anblick war so seltsam, die Töne wirkten so auf seine Nerven, daß er erst nach einiger Zeit mit der Hand zu winken vermochte. Alsbald schwiegen die Flötenbläser und der Doctor Sommering trat einige Schritte vorwärts.

„Erlauchter Herr!“ begann er. „Zunächst den Dank für den gnädigen Schutz, der uns gewährt ward, als die unsinnige Menge es gewagt, mein von Euer herzoglichen Gnaden mir verliehenes Haus zu bestürmen. Dann aber die Erfüllung meines Versprechens: Ich bringe Euer Gnaden jene Frau, die den Unsterblichkeitstrank genossen, die seit anderthalbhundert Jahren auf der Erde wandelt.“

„Wenn Ihr die Wahrheit gesprochen“, sagte der Herzog nicht ohne Bewegung, „so sollt Ihr meines Schutzes noch ferner sicher bleiben. Lasset die Dame näher treten.“

Sommering gab der Verschleierten ein Zeichen. Sie bewegte sich vorwärts und stand dem Fürsten

gegenüber; jetzt neigte sie sich leicht, dann schlug sie mit einer schnellen Bewegung den Schleier zurück und sagte:

„Sehen Sie mich an, gnädiger Herr!“

So sehr Herzog Julius auch durch die Wissenschaft und durch angeborene Herzhaftigkeit mit Muth versehen war — er bebte dennoch unwillkürlich, als er dieses bleiche, zwar schöne aber unheimliche Gesicht erblickte. Die Züge der Frau waren wie aus Marmor gehauen, keine Muskel zuckte und nur die Augen drehten sich wie schwarze Räder in den von dichten Brauen überschatteten Höhlen. Der Herzog nahm seine Kraft zusammen:

„Euer Meister dort“, begann er, „hat mir versprochen, einen Trank zu schaffen, der meine Leiden mildert, der da im Stande sein soll, die verlorene Jugendkraft wieder zu geben, die Spuren der Jahre zu verwischen. Er verhieß mir, ein Wesen zu bringen, das da Zeugniß ablegen kann für seine Wissenschaft; dieses Wesen sollt Ihr sein.“

„Ich bin es“, sagte die Frau mit hohler Stimme.

„Seit anderthalbhundert Jahren wandle ich auf dieser Erde.“

„Ei“, rief der Herzog, „da müßte doch Sommering mindestens neunzig Jahre und mehr zählen, wenn er es war, der Euch den Trank reichte!“

„Ihr irrt, gnädiger Herr! Theorocyclus ist nicht der Erfinder dieses Trankes, sondern der berühmte Theophrastus Paracelsus. Er setzte das kostbare Elixir zusammen und als ich neunzig Jahre zählte, gab er es mir ein. Damit gewann ich die Jugend wieder. Paracelsus war der Lehrer jenes Mannes dort; er ließ die Recepte, die köstlichen Mischungen dem Lieblingsschüler, dessen Kunst mich wieder auf's Neue verjüngte, als schon die Krallen des Alters — des Todes mich umklammert hatten.“

Herzog Julius betrachtete die Frau genau und mißtraurisch.

„Ihr habt nicht das Aussehen der Jugend, Frau“, sagte er, „obgleich ich Euch kaum vierzig Jahre geben möchte.“

„Nicht Jeder kann die rosige Frische auf seine Wangen zurückzaubern, wenn er den Trank genießt,

aber ich fühle die Kraft in mir, die schon längst entwichen war, und hätte ich mich fern gehalten von irdischen Trieben, wäre mein Antlitz gleich dem eines Mägdleins geworden. Aber der Sohn des großen Paracelsus ist mein Gemahl geworden."

„Wie? Jener Meister gab Euch seinem Sohne?"

„Es ist, wie ich sage. Ich bin die Gattin des Grafen von Oettingen, der von Paracelsus stammt."

Herzog Julius schwieg betroffen.

„Es ist leicht zu sagen, Frau: ich bin hundert und so viele Jahre alt — ich bin die Gattin des Sohnes des Paracelsus — ich habe von der Weisheit jenes Meisters gekostet. Wie wollt Ihr das beweisen?"

„Es ist dieses schwer, herzogliche Gnaden, und ich kann nicht anders thun, als mich der Gnaden empfehlen und zu bitten: wartet ab, bis Ihr selbst an Euch den Wundertrank erproben könnet — aber ich bin gewißlich die Alte und Junge. Paracelsus hielt mich hoch. Ich war seine Vertraute in vielen Dingen, ich wußte um große, geheime Sachen, die ich hütete, wie meinen Augapfel, und ich bin Euer

herzogliche Gnaden näher, als Ihr glauben mögt. Weiß ich doch auch aus dem Munde längst verstorbener Freunde, mit denen ich vor hundert Jahren zusammentraf, so Manches, das Euer Liebden selbst als ein Geheimniß hüten, bis auf diese Stunde."

Der Herzog blickte das seltsame Frauenzimmer mit dem Ausdrucke der Erwartung an.

„Zeigt mir Eure rechte Hand, gnädiger Herr", bat die weiße Frau.

Herzog Julius hob die Hand empor; die vielen schönen Ringe an seinen Fingern blitzten hell im Lichte der Sonne.

„Hier ist ein Stein", sagte die Weiße, „der Euch besonders werth ist. Wisset Ihr, wie es mit diesem Ringe steht?"

Der Herzog schwieg betroffen.

„Es sind weit über hundert Jahre her", fuhr die Frau fort, „daß dieser Stein in Euer Haus kam. Als eines Tages unter Herzog Bernhard von Braunschweig und Lüneburg die Fischer einen großen Fang an Karpfen gethan hatten, und der Leibkoch Eures Vorfahren den Bauch eines Fisches schlitzte,

da fand sich im Eingeweide des Thieres jener Ring." Sie deutete auf einen Carneol in Gold gefaßt, auf dessen Fläche allerlei Zeichen gegraben waren. „Dieser Ring war von Einem Eurer Ahnen aus dem gelobten Lande gebracht worden und der Stein sollte, wie die Gelehrten meinten, von Salomo dem Weisen stammen. Wer ihn am Finger trägt, dem bleibt das Glück hold. Dieses seltene Stück sollte als ein Talisman in Eurem Hause bleiben, und Schrecken verbreitete sich, als es plötzlich, sei es durch Leichtsinn, sei es durch Raub, verschwunden war. Als nun, wunderbarlich genug, der Herzog Bernhard jenen Ring wieder erhielt, schwieg er gegen Jedermann, aber er vertraute auf dem Sterbebette die Kunde von dem Werthe des Schatzes dem Sohne an und befahl, daß Jeder dieses Geheimniß hüten und es nur dem Erben der Herrschaft und des Landes mittheilen und den Schatz zur heiligen Wahrung anbefehlen solle."

„Weib!" rief Herzog Julius, „woher kann Euch diese Kunde gekommen sein? Was wißt Ihr von dem seltenen Ringe?"

„Ich kann es wissen", sagte die Frau stolz, „denn als der Ring gefunden ward, stand ich bei den Findern. Paracelsus, der alle Geheimnisse der Menschen erforschte, sagte mir später, was Eure Ahnen für Glauben und Vertrauen zu dem Steine hatten. Wollt Ihr mir nicht glauben, so will ich Euch sagen, was für eine Schrift inwendig in dem Ringe steht, denn ich habe sie selbst gelesen."

Der Herzog schüttelte nachdenklich sein Haupt.

„Das ist seltsam", sagte er, „und ich muß fast an Eure Sendung glauben. Theorocyclus!" rief er, „ich will es wagen und so vertraue ich mich Eurer Hand. Saget, wann wollt Ihr die Kur beginnen?"

Der Doctor näherte sich dem Herzog. Er vermochte kaum das Lächeln des Triumphes zu unterdrücken, welches seinen häßlichen Mund umspielte.

„Gnädiger Herr", sagte er mit tiefer Verbeugung, „ich kann augenblicklich beginnen, aber es bedarf zur Heilung gewisser Vorschriften und die Wirkung des Wundertrankes hängt von der Erfüllung gewisser Bedingungen ab, die ich bei Euer Gnaden stellen müßte."

„Und welche sind das?“

„Die Gräfin von Oettingen wird Euer Gnaden das Weitere sagen. Ihr geheiligter Mund mag sprechen.“

Er gab hierauf den übrigen Personen einen Wink, worauf sich dieselben ganz in den Hintergrund des Gemaches zogen, so daß die unheimliche Frau allein bei dem Herzog verblieb.

„Herzog Julius“, begann sie wieder, „Ihr sehet, daß ich selbst durch den Wundertrank nicht ganz verjüngt wurde, weil mein Sinnen nach dem Irdischen ging. Wer sich von dem köstlichen Elixir die volle Wirkung verschaffen will, der muß eine Zeit lang frei bleiben von den kleinlichen Dingen dieser Erde.“

„Ich kenne nur hohe Ziele“, sagte der Herzog. „Ich will mein Land beglücken. So Ihr gute Werke im Sinne habt, kann es mir nicht schaden.“

„Ich glaube es. Aber Ihr sammelt Schätze, nach denen die Diebe graben — thut Ihr es nicht!“

Der Herzog murmelte einige unverständliche Worte.

„Ihr habt sicherlich viel irdisches Gut aufgehäuft in einem Verstecke dieses Schlosses — ehe Ihr nicht die Wahrheit gestehet, wird Euch der Trank Nichts helfen.“

Sie heftete Ihre Augen fest auf des Herzogs Züge. Julius kämpfte mit sich selbst. Endlich sagte er leise:

„Es ist wahr, ich sammele einen Schatz — aber er ist zum Wohle meines Landes bestimmt; es haftet kein Schaden an dem Golde.“

„Auch dieses Alles glaube ich, allein es muß für eine Zeit Eure Hand von diesem Golde fern bleiben. Ihr dürft nicht danach umschauen, dürft nicht zählen oder rechnen.“

„Niemand weiß um dieses Geld“, fuhr der Herzog fort, „also wird es mir leicht sein, auf eine Zeit von der Berechnung zu lassen.“

Niemand weiß darum?“ sagte die Frau mit lauernden Blicken. „Ihr redet nicht die Wahrheit, Herr Herzog. Ich weiß, daß noch ein Wesen, eine Euch sehr nahe stehende Person, genaue Kenntniß von den Schätzen hat.

„Es ist nicht möglich, Euch Etwas zu verbergen!“ sagte der Herzog. „Ja — meine Gemahlin, die gute Hedwig, weiß darum. Sie allein kennt den Ort, den Werth des Schatzes.“

Die Gräfin von Oettingen warf ihr Haupt herum und blinzelte schnell dem Doctor zu, der seinem kleinen schwarzen Genossen einen Stoß mit dem Ellenbogen gab.

„Seht Ihr, Herr Herzog“, begann das Weib wieder, es bleibt mir Nichts verborgen. Wollt Ihr also dem Golde fern bleiben?“

„Ich verspreche es!“

„Ihr sollt nur auf drei Wochen Euch fern davon halten. In dieser Zeit wird der Trank gewirkt haben.“

„Wohlan!“ rief Herzog Julius. „Drei Wochen ist eine kurze Zeit. Ich werde also bald sehen, ob Euer Mittel anschlägt. Aber wißt Ihr, daß ich in dieser Zeit nach Berlin an das Hoflager meines Herrn Schwagers muß?“

„Das schadet unserer Heilung und dem Genusse des Wundertrankes nicht.“

Der Herzog war mühsam von dem Sessel auf-

gestanden, den er während dieser Unterredung eingenommen hatte, denn eben jetzt meldeten sich wieder die Schmerzen an seinen Schenkeln mit großer Heftigkeit. Er wollte mit Hülfe seines Stockes auf den Doctor Sommering zuschreiten, der sich anschickte, ihm entgegen zu treten, als plötzlich die Scene durch einen ganz unvermutheten Zwischenfall geändert wurde.

Die Thüre der Ritterstube ward heftig aufgerissen und von Erich, dem Kammerrath von Lühe und der getreuen Gertrud begleitet, trat die Herzogin Hedwig mit glühendem Angesichte in das Gemach. Bei ihrem Erscheinen zuckte der Heilkünstler erschrocken zusammen, die weiße Frau waffnete sich mit aller Ruhe, die ihr zu Gebote stand, und der Herzog wagte nicht eine Frage zu thun, denn Frau Hedwig rief mit kraftvoller Stimme:

„Lasset Euch nicht fangen durch Betrüger, mein Gemahl!“

„Hedwig! Hedwig!“ sagte der Herzog sichtlich verlegen, indem er sich zu ihr wendete. „Wie mögt Ihr es doch über Euch gewinnen, eine wichtige Unterredung also zu stören.“

„O, mein Gemahl!“ begann die Herzogin. „Zu lange schon trug ich in der Stille meinen Kummer über das Treiben jenes Gesellen dort — zu lange schon hat sein böses Trachten Euch von mir gezogen. Wie? Ihr, mein Gemahl, eine Leuchte unter den Fürsten, ein Kenner und Verbreiter herrlichen Wissens — Ihr laßt Euch von der Rotte dort Mährlein vom Jugendtranke erzählen? Werft sie hinaus, das Gesindel, das mit dem Satan verkehrt, und leidet sie nicht länger in den Mauern Eures Hauses!“

„Mäßigt Euch!“ rief der Herzog zornig. „Diese Leute stehen unter meinem Schutze. Was ich soeben von jener Frau vernommen, beweiset mir, daß sie seltsame Kräfte sich dienstbar machen kann.“

„Sie ist eine Betrügerin!“ rief die Herzogin, kühn gemacht durch das Schweigen der Heilkünstler, welche zusammenkauerten und nicht einer Entgegnung fähig schienen. „Ihr sollt die Beweise haben, mein Gemahl — herein, Jakob Tonning, herein!“

Sie hob den Thürvorhang auf und ließ einen Mann in das Zimmer treten, der fast ebenso ge-

kleidet wie der schwarze Doctor, an seinen Beinen hohe Reitstiefel trug und mit tiefer Verbeugung sich dem Herzog nahte.

„Tonning!“ rief Herzog Julius erstaunt. „Der Stadtsekretär von Braunschweig? Was führt Euch hierher?“

„Der Wunsch seiner Würden, des Herrn Kammerrathes von der Lühe“, sagte Tonning ruhig.

„Und was hat das mit Eurem Eindringen in dieses Gemach zu schaffen?“

„Ich soll Beweise führen, wer jene Leute dort sind.“ Er zeigte auf den Doctor und seine Genossen.

„Führt den Beweis!“ schrie Sommering heftig vortretend. „Was wisset Ihr von uns, Herr Jakob Tonning? Bleibt dem Schüler des Paracelsus fern! Ich rathe es Euch!“

„Ihr werdet mich nicht in Furcht sehen mit Eurem Zähnefletschen und Augenrollen, Philipp Sommering!“ rief der Stadtschreiber. „Zu lange schon habt Ihr herzogliche Gnaden unverdient genossen, habt Häuser erbaut, habt das Geld in Rauch aufgehen lassen für teuflische Beschwörungen

und Goldkochereien. Es soll Euch das Handwerk gelegt werden. — Woher ich Euch kenne? Ihr wißt wohl, wer es war, der Euch über die Grenze schaffen ließ, als Ihr aus dem Kloster der Franziskaner gepeitscht wurdet. Damals war ich Schirmvogt in baierischen Diensten. Ihr hattet, wie die Leute sagten, Hostien gestohlen, um Teufelswerk damit zu treiben. Nachher machtet Ihr Wundertränke und zogt auf den Märkten umher. Ich kenne Dich, Schumpacht", fuhr er fort, auf den kleinen Schwarzen deutend. „In den Meissenschen, wo sie Dich wegen Diebstahls henken wollten, befreite Dich der Richter Wolfgang Schreiber, der nicht minder schlimm war, als Ihr Alle. In dem Lande zu Hessen warst Du ein fahrender Scholast — Du nanntest Dich Heinrich von Weedau, bis der Doctor dort Dich wiederfand. Ha, ha! auch Deine Gattin ist hier — die Anne-Marie — sie eine Gräfin von Attingen? Sie, eine Heilige, mit dem Geheimnisse des Paracelsus vertraut? Es ist die Tochter des verlaufenen Stadtrichters von Fulda, mein gnädiger Herr, der, Gott weiß, unter welchem Galgen ruht —

sie führt den Namen einer Gräfin von Oettingen; aber wie ist es denn, Anne-Marie Ziegler, he? Ist Dein Name nicht so?"

Die sämmtlichen Anwesenden hatten keine Bewegung gemacht, während der Stadtschreiber diese höchst brutalen Anklagen ausstieß. Der Herzog schaute mit gierigen Blicken auf den Ankläger. Wenn er auch geneigt war, nicht obenhin abzuurtheilen und die beiden Parteien zu hören, so verdroß ihm dennoch das kecke Eindringen in sein Audienzzimmer höchlichst. Er bemeisterte jedoch den Zorn und fragte ruhig mit fester Stimme:

„Doctor Theorocyclus, was könnt Ihr hierauf erwidern?"

„Dieser Mann dort lügt!" sagte der Adept mit Nachdruck.

„Er lügt! er lügt!" wiederholten die Genossen des Doctors im Chore.

„Gnädiger Herr! Erlauchte Frau!" nahm Sommering das Wort. „Es ist wahr und bekannt, daß ich einst der abscheulichen Zuchtruthe jener Mönche entronnen, daß ich mich der geheimen

Wissenschaft weihte. Aber dieses ist Alles. Was von meinem Genossen, von der Gräfin von Oettingen vorgebracht wurde, ist eitel Lüge. Die, so neidisch auf die Gunst sind, welche Euer Gnaden mir zukommen lassen, weben das Netz um mich. Wem schadete mein Wirken? Ich suche den Stein der Weisen, um Euer Gnaden zu dienen; ich bereite Lebenselixire, die schon Manchem hier zu Lande geholfen. Habe ich begehrt, diese Leute dort in's Land zu rufen? Gewiß nicht, gnädiger Herr! Auf Euren Wunsch kamen sie und ich ließ die Gräfin dort eine Probe ihres geheimen Wissens geben, ließ sie kommen nach beschwerlicher Fahrt, auf daß Eure herzogliche Gnaden an ihr wahrnehmen möchten, wie die Mittel des Paracelsus wirken können. Verdiene ich deshalb den schweren und bösen Leumund, den dieser Mann dort über uns bringt?"

„Nein — nein, es ist so!" sagte der Herzog. „Ich rief Euch in's Land, ich wollte befreit sein durch Euch von Schmerzen, welche meine Aerzte nicht vertreiben können. Einen Trank zu gewinnen,

der die Jugendkraft wiedergiebt, ist mein Wunsch und vielleicht segnet der Himmel Eure Bemühungen."

„Wohlan denn!" rief der Doctor, der wohl einsah, daß die Schaale sich zu seinen Gunsten neigte. „Ich will dem Stadtschreiber nicht entgegentreten, will mich allen Proben unterwerfen, die er mir auferlegen wird, will meinem Feinde mit Demuth nahen. Lasset uns binden, gnädiger Herr, und in ein Gefängniß werfen, wenn Ihr mißtrauet. Wir wollen uns dem Spruche Euer Gnaden fügen."

Er hatte sich nicht verrechnet. Der großmüthige Herzog fuhr bei diesem Anerbieten fast zornig auf. Sein Gefühl sträubte sich dagegen, Leute, die er selbst gerufen hatte, auf eine bloße Beschuldigung hin in den Kerker werfen zu lassen.

„Nicht doch!" rief er. „Ihr sollt Alle frei bleiben. Nur Eins will ich. Die Frau dort verlasse die Stadt nicht, bis ich es befehle, und zum Zeichen, daß ich Euch traue, werde ich, sobald Ihr es anrathet, jene Heilung meiner Schmerzen durch Euch beginnen lassen. Könnt Ihr mir helfen — dann lohne ich Euch reichlich. Ist es nicht möglich,

meine Schmerzen zu bewältigen, so sollt Ihr in Frieden doch weiter ziehen."

„Es ist, wie ich gesagt", flüsterte Erich, „den Teufelsgeistern kann man nicht beikommen."

„Mein Gemahl!" rief Hedwig, „ich beschwöre Euch — entfernt diese Leute, sie stehen mit dem Satan im Bunde."

Als ob er nur auf dieses Wort gewartet hätte, erschien jetzt ein neuer Zeuge des absonderlichen Handels. Es war David Hahn, der Schloßkaplan.

„Ihr kommt gelegen!" rief der Herzog ihm zu. „Sehet hier den Doctor Theorocyclus und Die, so zu ihm halten. Meine Gattin, Ihr Liebden, die Herren hier, klagen diese Leute dort des Betruges an."

„Das ist ein schweres Wort", sagte der Kaplan mit ernster Miene. „Ich kenne den Doctor nur als einen ehrenwerthen Mann."

„Kaplan!" sagte der Herzog, „Ihr seid ein Mann der Schrift, Ihr würdet nicht mit dem Bösen verkehren."

„Ich denke, mein Wandel spricht dafür, gnädigster Herr, daß ich stets das Beste im Auge hatte."

„Recht so! Siehst Du, Hedwig, daß die Besten irren können!“ sagte der Herzog streng. „Und diese Frau dort, die kein Wort spricht, die Alles über sich ergehen ließ, soll im Bunde sein mit dem Bösen? He? sagtet Ihr nicht so, Stadtschreiber?“

Jakob Tonning zuckte die Achseln. Er war trotz seiner Kühnheit eingeschüchtert, da er wohl einsah, daß der Herzog für die Feinde Partei nahm. Der Kaplan ging bedächtig an den Dreien vorüber. Er wechselte mit dem Doctor vielsagende Blicke. Als er vor der Gräfin von Oettingen stand, begann er gewisse Zeichen zu machen, dann zog er aus seiner Brusttasche ein kleines Kästchen, hielt es der bleichen Frau an die Stirn und murmelte einige kurze Gebete.

„Wenn ein Dämon in diesem Weibe steckte, so müßte sie niederfallen, wie ein gefällter Baum. Trauet ihr, gnädiger Herr — bemeistert den Argwohn, gnädigste Frau, und Ihr anderen Herren lasset nicht den Zorn über Euch kommen.“

„Ihr meint also, ich soll die Heilung, den Genuß des Trankes beginnen?“

„Es ist ein Heilmittel wie jedes Andere und es wird Nichts darinnen sein, was wider göttliches Gebot geht“, rief der Kaplan.

„Doctor!“ sagte der Herzog entschieden, „führt Eure Gäste wieder in das Haus zurück. Meine Gnade soll Euch bleiben. Ihr aber, meine Freunde, und Du, meine Hedwig, lasset ab von der Verfolgung Derer, die ich gerufen, mir zu helfen.“

„Es wird Unheil geben“, flüsterte die Herzogin, sich an den Gemahl schmiegend. „Ein Grauen befällt mich, wenn ich diese Leute betrachte.“

„Es ist Thorheit“, sagte leise der Herzog. „Ich werde dem Kaplan den Auftrag geben, sie zu überwachen.“

Er wendete sich schnell fort.

„Dem Kaplan?“ sagte die Herzogin zu Gertrud eilend, welche sie mit ihren Armen umschlang. „O — der Priester ist ein Verbündeter der Schwarzen. Glaube mir — ich sage Dir kein Mährchen. Er ist mit unter Denen, die mich verfolgen. Weißt Du, wie ich vorhin im Garten zusammenschreckte? Sahest Du, wie die Büsche zitterten?“

„Ja — ja! theure Herrin.“

„Nun, dann jenes Gesicht, jenes Gespenst, das ich zu sehen meinte, jetzt weiß ich, wer — was es war. Es war das fahle Antlitz des Kaplans, wie er über die Mauer blickte. Er hat unsere Schritte belauert und kam im rechten Augenblicke seinen Genossen zu Hülfe. Der Himmel schütze meinen Gatten!“

Der Herzog kam zurück. Er hatte mit Sommering und dem Kaplan eine kurze Unterredung gehabt, nun trat er zu Lühe und Tonning.

„Herr Stadtschreiber“, sagte er, „ich bin Euch verbunden. Ihr glaubtet wohl, mir einen Dienst zu erweisen, aber es ist nicht wohlgethan gewesen. Jene Leute dort sind verläumdet; wie es in den Rathsstuben hergeht, weiß ich gar wohl. Laßt von ihnen ab, denn so lange ich nicht in meinen Mauern die Beweise wider den Sommering finde, soll ihm Keiner ein Haar krümmen.“

„Gebe Gott“, rief Tonning, „daß Euer Gnaden nicht diese Beweise in die Hand bekommen. Ich habe gewarnt und empfehle mich in aller Devotion.“

„Ich weiß Euren guten Willen zu schätzen, aber glaubt mir: noch bin ich meiner Kraft gewiß und kann in meinem Hause allein Justiz ausüben. Gott befohlen!“

Erich von Reden und der Kammerrath hatten sich schon bei Beginn dieser Unterredung aus der Nähe des Herzogs begeben. Sie sahen, wie ungnädig der Herr ihre freiwilligen Diensterbietungen aufnahm. In Thränen gebadet, verließ die Herzogin das Zimmer.

„Zürne mir nicht, Hedwig!“ bat der Herzog, indem er sanft ihre Hand erfaßte. „Ich bin es mir schuldig, den Leuten meinen Schutz angedeihen zu lassen. Wie sollte ich den Doctor als einen Betrüger vor den Richter bringen, auf bloße Anklagen hin, nachdem ich ihm ein Haus ein meiner Stadt gebaut habe. Wenn die Leute dort unrein sind — dann werde ich schnell genug Justiz üben.“

„Wenn es nicht zu spät ist“, warnte die Herzogin.

Herzog Julius blickte noch einmal in das Gemach zurück. Er winkte dem Adepten und seinen

Genossen einen gnädigen Gruß. Die beiden Knaben ließen wieder ihre Flöten ertönen und Alles schritt aus dem Saale.

„Heute Nacht kehre ich nach Braunschweig zurück", flüsterte Tonning. „Ich hole die Acta, die Schriften, welche dem schwarzen Doctor den Hals brechen werden." Er drückte Erich die Hand und eilte die Schloßtreppe hinunter."

— — — — — — — — — — —

„Heda! Balthasar! Curt! bringt Wein und Braten herauf! Setzt Euch um die Tafel und lasset uns schmausen!" Mit diesen Worten begann der Doctor Sommering das Schweigen zu brechen, welches er und seine Gefährten bis zur Ankunft in dem großen Hause beobachtet hatten.

„Das war ein ganz böses Geschäftchen!" rief die bleiche Frau, ihre Schleier abwerfend und mit einem in Wasser getauchten Schwamm die Farbe von ihrem Gesichte entfernend, welche ihr jene Geisterbläße verliehen hatte.

Balthasar und Curt schleppten große Krüge herbei, die Reste zweier mächtigen Braten wurden

auf die Tafel gestellt und der Doctor, sein Famulus, sowie die angebliche Gräfin von Oettingen setzten sich in die Stühle.

„Einen Trunk und ein Wort, Anne-Marie!“ rief der Doctor, „Du hast trefflich gespielt!“

„Ha! ha! ha!“ lachte Heinze, der Famulus. „Mein Weiblein ist zur Komödie geboren. Einen Kuß, meine Gute!“ Er wollte die Gattin umarmen, erhielt jedoch von ihr einen so derben Stoß, daß er fast auf den Sessel zurückfiel.

„St! keinen Zank, meine Freunde!“ befahl Sommering. „Wir haben mehr als je der Eintracht nöthig.“ Er blickte auf die Thür. „Wo nur der Kaplan und Jost Kettwich bleiben. Teufel, es war ein tolles Spiel heute!“ Die dumpfe Glocke des Hauses ertönte. „Sie sind's!“ rief Sommering, die Leuchte ergreifend. Wirklich polterte es draußen und bald genug traten der Kaplan Hahn und ein stämmiger Mann in das Zimmer. „Sieh' da, Jost Kettwich“, rief der Adept, „Ihr seid pünktlich!“

„Seid Ihr Alle beisammen?“ scherzte der Kaplan. „Ihr Teufelszeug — ha, wie sie jetzt frisch drein-

schaut, die Gattin des Oettingen. Kinder, es ging Euch hart am Kragen vorüber. Der verdammte Schreiber war im besten Zuge, Euch in des Meister Hämmerling Klauen zu liefern."

Sommering schob dem Kaplan und Kettwich gefüllte Gläser hin, dann sagte er:

„Es ist hohe Zeit, den Schlag zu führen. Machen wir uns keine Flausen vor: es steht schlimm mit uns. Hier in der Stadt ist uns der Handel gelegt; das verdammte Volk kann nicht Einen von unserer Sippschaft sehen, ohne gleich mit ihm anzubinden. Die Wundertränke kommen nicht ordentlich in Gang, das Goldkochen geht nicht von Statten — also gelangen wir zum Schluß."

Der Kaplan hörte dem Adepten mit weit geöffnetem Munde zu.

„Und der Schluß ist?" sagte er.

„Ei nun, ein guter Griff in des Herzogs Schatz, der uns Alle auf ein Mal reich macht. Dazu habe ich mich wohl vorgesehen. Es war nöthig, sein ganzes Vertrauen zu gewinnen. Wäre es gelungen, sich hier in Wolffenbüttel festzusetzen, wir hätten

nicht des Schatzes bedurft — aber das ist in den Wind gegangen. Ergo bleibet nur der letzte Schlag zu führen. Ich mußte vor Allem Gewißheit haben, daß jenes Gold in Wirklichkeit vorhanden. Seit Monden steht die Schulvermann, die Schließerin, in meinem Solde. Ich weiß, daß die Herzogin mit dem Herzoge zuweilen in das Gewölbe steigt. Beide hüten den Schatz. Durch Anne-Marie's Keckheit hat der Herzog heut gebeichtet, wie er selbst an dem Gelde sammele. Daß wir darauf bestanden, er dürfe nicht mit Gold sich befassen, wenn die Heilung vor sich gehen solle, ist fein ausgedacht von mir, denn es hält ihn fern von dem Schatz und läßt uns Zeit, zu spioniren, wo er verborgen ist. Gelingt es, dort einzubrechen, so können wir herausnehmen, was uns beliebt, und wenn selbst die Herzogin Zeter schreit, sobald sie den Verlust bemerkt. Der Herzog, den ich schon von ihr entfernt habe, wird nicht zu bewegen sein, das Geld zu berühren; es würde seine Heilung stören. Haben wir genug in den Taschen, dann auf und davon."

„Ihr seid ein guter Politikus!" sagte der Kaplan,

den Wein schlürfend. „Aber wie gedenkt ihr in das Schloß zu kommen? Wie meint Ihr an den Ort gelangen zu können, wo das Geld liegt?“

„Zur Nachtzeit!“ sagte der Adept mit abscheulichem Grinsen. „Zur Nachtzeit! Ich habe durch die Schulvermann vorgearbeitet: Es heißt überall, daß es im Schlosse spuke. Die Herzogin ist auf's Höchste geängstigt durch Erscheinungen, welche sie zu sehen, durch Geräusche, welche sie zu hören vermeint. Es wird eine Geisterkomödie werden, die uns bis an den Schatz bringt, den wir suchen.“

Kettwich, der stämmige, gemein aussehende Gast, hatte die Rede des Doctors aufmerksam mit angehört.

„Meister Philipp“, sagte er, „das Alles ist ganz trefflich ausgedacht — aber Ihr werdet Euch nur in Einem irren, und dieser Eine ist der Herzog. Meint Ihr, der Herr werde sich durch ein paar weiße Gestalten schrecken lassen? Mein Ihr, er werde einen Augenblick zaudern, dem ersten Gespenst seinen Degen durch den Leib zu rennen? Wie konntet Ihr bei Eurer Berechnung den Herzog außer Acht lassen?“

Sommering lächelte wieder.

„Ich habe darauf geachtet“, sagte er. „Ihr hörtet schon Alle, wie der Herzog zum Hoflager nach Berlin zu reisen gedenkt. Diese Tage seiner Abwesenheit nützen wir. Sobald es ein wenig stiller im Schlosse ist, machen wir uns an die Arbeit. In Vechelde stehen die Pferde und Wagen unter sicherer Obhut; haben wir den Schatz entdeckt, dann geht es mit sausender Eile nach Vegesack, dort werden wir ein Schiff miethen, welches der alte Elmert, mein Freund und Genosse, für uns bereit hält und mit vollen Segeln steuern wir hinaus ins Meer.“

„Ihr gedenkt, die Herzogin werde keinen Widerstand leisten?“

„Ich hoffe es, um ihrer selbst willen nicht, denn thut sie es — nun, mein Messer ist auch für sie geschliffen.“

Er ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder. Kettwich griff bedeutungsvoll an seinen Hals und der Kaplan blickte gedankenschwer in das geleerte Weinglas, während Heinze und die Anne-

Marie sich flüsternd unterhielten. Wieder schallte laut die Glocke.

„Es kommt ein Verbündeter!“ rief Sommering, zur Thür eilend, durch die er verschwand. Noch ehe die Zurückgebliebenen einige Worte wechseln konnten, erschien der Doctor wieder in Begleitung eines jungen Mädchens. Die listigen, unstäten Blicke der Dirne musterten schnell die Versammlung. Nachdem die Eingetretene eine Kapuze abgestreift hatte, stieß sie heftig die Worte aus:

„Ich habe gefunden, was Ihr suchtet! Ich weiß, wo das Gold liegt — aber Ihr seid Alle in Gefahr!“

Die Verschwörer fuhren empor. Der Doctor erfaßte den Arm der Dirne:

„Heraus mit der Nachricht, Liese!“ rief er.

„Wenn Ihr wissen wollt, was Euch droht, so erfahrt: daß der Braunschweigische Stadtschreiber noch einmal den Herzog gesprochen hat; daß er gegen Euch, Doctor, Beweise bringen wird, die im Braunschweigischen Stadthaussaale liegen sollen; daß er heut schon nach Braunschweig geritten ist. Wenn

er die Beweise hervorsucht — wer weiß, was der Herzog thun wird.“

Sommering ballte die Faust.

„Sollen wir umsonst gearbeitet haben?“ schrie er. „Nein, ich muß den Lohn haben! Was hast Du gefunden?“

„Wie Ihr befohlen, bin ich zur Nachtzeit an der Herzogin Schlafzimmer gewesen. Die Wand, wo das Bett der Frau Hedwig steht, ist nicht allzu stark. Mit Besen und Kette machte ich Geräusch, sie in Angst und Schrecken zu setzen. Es gelang. Deutlich hörte ich, wie sie ein Stoßgebet sprach, wie die Kinder wimmerten, dann stieg ich hinauf zum Fenster und klopfte drei Mal und hörte, wie die gnädige Frau rief:

„Alle guten Geister loben den Herrn.“

„Aber der Schatz — der Schatz!“ drängte der Doctor.

„Er kommt zu Tage. Es ist ein großes Getäfel in der Herzogin Zimmer, wenn man dieses zurückschiebt, gelangt man an eine eiserne Thüre, sie führt in ein enges Gemach, dessen schmales, mit Eisen-

gittern versehenes Fensterlein auf den Schloßgraben sieht; da drinnen liegt das Gold."

„Du weißt es sicher?"

„Als ich in voriger Nacht auf der Lauer lag, hörte ich, wie die Herzogin sich erhob und wie es bald darauf rauschte und klirrte an der Wand. Ringsum war Alles still, ich schlich durch den kleinen Gang zurück bis an die Thür; ich wagte es, sie leise zu öffnen. Die Kammerfrau, die im Vorzimmer schläft, sagte halbträumend: „Wer ist da?" Ich drückte mich die Wand entlang und huschte in das Schlafkabinet; da sah ich das Getäfel fortgeschoben und die Herzogin stand in dem kleinen Gemache, eine Leuchte in der Rechten, in der Linken eine Bibel haltend. Ich wollte zurückeilen, aber es fiel ein Strahl des Lichtes auf mich; ich mußte entdeckt werden — da schien es, als banne der Schrecken die Herzogin. Sie warf das heilige Buch nach mir und rief: „Bist Du ein Dämon — so weiche dem Herrn!" Jetzt erst raffte ich mich auf und eilte aus dem Zimmer. Die Herzogin rieß die Glocke. Ich hörte, wie es lebendig ward im

Schlosse, aber glücklich kam ich hinter das Zimmer und blieb verborgen zwischen Wand und Rauchfang, der aus der Küche des Schlosses aufsteigt. Dicht bei mir gingen die Sucher vorüber. „Es war ein Gespenst!“ sagten sie, das Kreuz schlagend — ich war gerettet. Daß dort hinter dem Getäfel aber der Schatz ist, darauf will ich sterben.“

Sommering rieb sich die Hände.

„Nun denn, wir werden ihn leicht machen!“ frohlockte er. „Heinze, Kettwich, Anne und Ihr, Kaplan — seid gutes Muths. Nur wenige Tage noch, und das Gold liegt in rothen Haufen vor uns. Du bist eine wackere Dirne, Liese.“

„Ich habe noch besser gesorgt!“ kicherte die treulose Schließerin — „da sehet!“ Sie zog ein Bund von sechs bis acht großen Schlüsseln hervor. „Hier sind die Schlüssel der Thüren, die bis zum Schlafzimmer der Herzogin führen; macht schnell einen Abdruck, feilt sie nach — eilt Euch, ich muß zurück in's Schloß.“

„Heinze, das ist Deine Arbeit. Steig hinab in

die Werkstatt, dort findest Du Wachs und Alles, was Du sonst nöthig hast."

Heinze ergriff die Schlüssel und verließ das Zimmer.

„Es geht trefflich!" sagte der Doctor. „Wenn der Herzog fort ist, wagen wir den Sturm."

„Aber Tonning, der Schreiber!" warnte Hahn.

„Ich nehme ihn auf mich!" versicherte Sommering. „Er wird die Papiere nicht bringen. Wir haben noch einige Tage Zeit, ehe der Herzog reist — bis dahin wird Alles vorbereitet. Wie wir es machen, werde ich Euch sagen. Jeder wird auf seinem Posten sein, wenn es gilt. Morgen um die zwölfte Stunde beginnen wir die Heilung des Herzogs mit dem Elixir des Paracelsus."

— — — — — — — — — — —

Herzog Julius wartete auf den Besuch seiner Heilkünstler. Nachdem die Aerzte vergeblich versucht hatten, seine Schmerzen zu lindern, welche bald mehr, bald weniger heftig den Fürsten plagten, setzte der Kranke in der That seine Hoffnung auf die Wunderkuren des Adepten. Der Herzog war

trotz aller, für jenes Jahrhundert außergewöhnlichen Geistesbildung, ein Kind seiner Zeit. Die seltsame Idee vom Stein der Weisen erfüllte damals die Köpfe. Das Verlangen, die entschwundene Jugend wieder zu gewinnen, durch übernatürliche Mittel den Lauf der Jahre aufzuhalten, oder ihre Spuren verwischen zu können, Reichthümer durch Verwandlung unedler Metalle in edle zu erlangen — war wie eine Krankheit über Viele gekommen, mit der die düstere Manie der Hexerei Hand in Hand ging. Für die Leute, welche nach der Annahme, nach den Begriffen von Wissenschaft das Meiste schon erschöpft hatten, blieb nur noch die Aufgabe: das Uebernatürliche sich dienstbar zu machen.

Herzog Julius kann darum nicht an der Hochachtung verlieren, die seinen Regententugenden gezollt werden muß. Er theilte mit vielen Tausenden die Schwächen einer Zeit, welche erst wie in einer Art von Klärungsprozeß begriffen war, seitdem Luther's gewaltige Stimme sich hatte vernehmen lassen.

Die listigen Betrüger, von denen es seit Para=

celsus' Auftreten an den meisten Höfen wimmelte, spielten ihr gewagtes Spiel mit staunenswerther Kühnheit; so auch der Wolffenbütteler Adept. Nachdem die Komödie der Gräfin von Oettingen vorüber war, sollte der Verjüngungstrank dem Herzog gereicht werden.

Julius erwartete seine Heilkünstler; aber der Doctor erschien nicht. Statt dessen trat Heinze, sein Famulus, bei dem Herzog ein, um zu melden, „der Meister könne heut noch nicht mit der Kur beginnen, weil ein Fehler bei der Destillirung des Elixirs vorgekommen sei."

Diese scheinbare Sorgfalt machte den Herzog nur noch sicherer. Er erblickte darin eine Gewähr für des Adepten Gewissenhaftigkeit und trotz des Flehens der gekränkten Gattin, ließ er sich nicht herbei, die sonst von ihm geschätzten Aerzte zu befragen.

Wo war der Doctor und Adept Sommering? Wir finden ihn wieder in der Stadt Braunschweig, wohin er noch am folgenden Morgen nach der Unterredung mit seinen Genossen geeilt war. Er

stieg hier in einer der kleinen Fuhrmannsherbergen ab, welche vor dem Fallerslebener Thore lagen. Nachdem er sich durch die kleinen Gassen der Stadt geschlichen hatte, blieb er vor dem Rathhause stehen. Endlich schien er gefunden zu haben, was er suchte, und er verschwand in der Wölbung, welche zum Weinkeller des Rathhauses führte.

— — — — — — — — — — —

In dem herzoglichen Schlosse zu Wolffenbüttel herrschte wenige Tage nach diesen letzten Vorgängen ein reges Treiben. In den Höfen sah man die Wagenknechte emsig an Pferdegeschirren und den schwerfälligen Kutschen arbeiten und putzen. Die Hufschmiede gingen und kamen, allerlei Gewänder wurden ausgeklopft und gebürstet. Es war bereits kein Geheimniß mehr, daß Herzog Julius sich zur Abreise nach Berlin rüstete. Mit dieser Nachricht verbreitete sich noch eine andere, die von den guten Leuten in der herzoglichen Residenz zwar mit Freuden, aber doch auch mit einer Art von ängstlichem Staunen aufgenommen wurde.

Herzog Julius fühlte sich seit einigen Tagen

gestärkter und körperlich wohler. Er ging mit festeren Schritten durch die Säle und Gänge seines Schlosses, seine Augen waren nicht mehr verschleiert, wie es noch vor Kurzem der Fall gewesen, sondern er blickte heiter. Dies Alles sollte und mußte durch die Kur geschehen und bewirkt sein, welche der Adept aus der Pfaffenstraße — der Teufelsdoctor, wie das Volk ihn nannte, seit kurzer Zeit mit dem Herrn begonnen hatte.

Die Aerzte schüttelten bedenklich die Köpfe — aber Herzog Julius schien für Niemand ein Ohr zu haben, als für den Adepten, der mit frechen Blicken und stolz erhobenem Haupte über die Gassen ging, der sogar seine Genossen dreist den Augen der Menge entgegenstellte und ohne zu fragen, an den Landleuten der Umgegend seine Kuren machte, denn schon begann die Leichtgläubigkeit den seltsamen Mann als einen Höherbegabten anzuschauen. Ein außerordentliches Ereigniß trug dazu bei, des Adepten Ansehen bedeutend zu heben.

Am Tage nach der Scene im herzoglichen Schlosse, welche kein Geheimniß bleiben konnte,

hatte der Teufelsdoctor emphatisch prophezeiet: „man werde bald sehen, wie die höheren Mächte ihn, den Liebling, an seinen Feinden rächen würden.“ Wirklich schien es, als stehe er mit großen, unsichtbaren Gewalten im Bunde, denn plötzlich kam von Braunschweig die Nachricht herüber, daß Tonning, der Stadtschreiber, in der Stube des Rathes eines jähen Todes gestorben sei, nachdem er noch kurz zuvor drunten im Keller beim Weine gesessen. Die Leute nahmen es als ein Strafgericht und selbst der Herzog erbebte von Stund an, wenn der also beschützte Doctor in sein Gemach trat.

Nur ein Mann im Schlosse traute diesem Allen nicht. Es war der Junker Erich von Reden. Nach den Geständnissen der gnädigen Frau Herzogin von den Erscheinungen, die zur Nachtzeit in der Nähe des Schlafzimmers auftauchten, war der Junker, der ziemlich stark zur Freigeisterei neigte, unabläßig bemüht gewesen, dem Geiste auf die Spur zu kommen. Er hatte die Umgebungen des Schlafkabinets untersucht, war bis spät in die Nacht hin ein Besucher der Schloßkorridore gewesen — um-

sonst. Es gelang nicht, eine natürliche Ursache jener geheimnißvollen Störungen zu ermitteln. Dessen-ungeachtet zweifelte der Junker nicht daran, daß die Gespenster mit Fleisch und Bein versehen seien und daß sie in Verbindung mit dem Treiben des Teufelsdoctors ständen.

Was sollte aber eigentlich der Zweck dieser nächtlichen Angriffe auf die Ruhe der Herzogin sein? Hier stand der Junker vor einem zweiten Geheim-nisse.

Es mußte nothwendiger Weise in der Nähe der Herzogin ein Gegenstand, eine Sache befindlich sein, welche die geheimen Arbeiter mächtig anzog — das hatte der Junker aus den Mittheilungen der gnä-digen Frau wohl vernommen. Seinen Nach-forschungen im Schlosse stand nur besonders die Anwesenheit des Herzogs im Wege, der durchaus für den listigen und frechen Adepten eingenommen blieb. Da jedoch die Abreise nach Berlin bald stattfinden mußte, beschloß der Junker, ruhig zu bleiben, bis der Herzog fern sein würde, um dann

recht ungestört seinen Feldzug gegen die Schloß-gespenster eröffnen zu können.

Aber der gute Junker sollte allem Anschein nach kein Glück haben, denn er ward eines Morgens durch den Herzog selbst mit einem Befehle überrascht, der seine Pläne vollständig in Nichts zerrinnen ließ.

„Erich!" sagte der Herzog. „Es ist dir bekannt, daß ich an das Hoflager von Berlin reise. Ich habe dafür Drei ausgesucht, die mich begleiten, den Bainbach, den Crumstein und Dich. Rüste Dich daher zur Reise. In wenigen Tagen geht es fort."

Junker Erich war wie vom Donner gerührt. Zu jeder anderen Zeit hätte er die Fahrt mit Freuden begrüßt, denn es gab sicherlich in Berlin guten Zeitvertreib, aber jetzt — gerade jetzt, wo er sich vorgenommen hatte, der gnädigen Frau, die im Schlosse allein zurückblieb, recht nahe zu sein, sie schützen zu wollen — jetzt mußte er dem Herzog folgen. Ein Widerspruch hätte nichts genützt, des Herzogs kaum nothdürftig hergestellte gute Laune wagte der Junker nicht zu trüben. Er stammelte

deshalb einige halbverständliche Worte und ging zur Herzogin, ihr sein Leid zu klagen.

Herzogin Hedwig und ihre Vertraute, die schöne Gertrud, waren nicht minder betrübt, aber außerdem bemeisterte sich der Herzogin eine unerklärliche Angst. Es war, als rufe eine Stimme ihr in's Ohr: „hüte Dich! es droht Unheil.“ Sie blieb allein — so gut wie allein im Schlosse, denn die wenigen Diener, welche der Herzog zurückließ, konnten ihr keine Stütze sein, wenn die Feinde, von denen sich Frau Hedwig umlauert wähnte, einen kecken Streich wagten; sie wußte nicht einmal, ob ihre Dienerschaft vollkommen treu und nicht zu verrätherischen Dingen angestiftet war.

Die Herzogin war also in großer Sorge, da sie fest auf Erich's Schutz gerechnet hatte. Die drei Personen überlegten hin und her — endlich rief der Junker, sich vor die Stirn schlagend:

„Ich hab's! Lasset mich ruhig abreisen mit dem gnädigen Herrn — forschet nicht weiter, glaubt mir, ich werde wieder bei Euch sein, ehe Ihr denkt.“

Die Gewißheit, welche aus seinen Worten und

Mienen leuchtete, beruhigte die Herzogin einiger Maßen und so sah die geängstigte Frau denn mit weniger starkem Bangen den Tag der Abreise ihres Gemahls herannahen.

Herzog Julius ging zu dem nächsten Verwandten seiner Gattin, er mußte deshalb auch einen recht guten Abschied von der Herzogin und seinen Kindern nehmen, und da er obenein sich wohl fühlte, umarmte er beim Scheiden seine Lieben wahrhaft herzlich, küßte die Gattin auf die Stirn, hob die kleinen Prinzen empor, ihnen einen herzhaften „Schmatzer" zu geben und gab dann das Zeichen zum Aufbruche.

Die Pferde zogen an, langsam rasselten die Wagen aus dem Thore des Schlosses, über die Brücke, die Rosse der begleitenden Diener und Reisigen tanzten nebenher, die Glöcklein an den breiten Halsbändern der Thiere klangen und aus den Fenstern des Schlosses sahen die Herzogin und ihre Kinder, Gertrude von Wallhausen und die Kammerzofen am Horizonte die Wagenreihe verschwinden. Noch einmal leuchtete hell die weiße

Feder auf dem Barett des Junkers von Reden, als er dieses zum Gruße schwenkte, dann verschwand auch er — die Herzogin und ihre Getreuen waren allein.

Doppelt unheimlich fühlte sich Frau Hedwig in dem alten Schloßtheile. Die Zimmer, Söller und Gänge schienen ihr wie ausgestorben. Die Trabantenwache blieb in den Schloßhöfen, die Pagen bei den Hofmeistern — öde war es in den Gemächern und mit dumpfem Schalle ließ sich das Echo vernehmen, wenn Jemand durch die gewölbten Corridore schritt.

Ganz anders als droben auf dem Schlosse, sah es unten in dem großen Hause, welches Doctor Sommering-Theorocyclus bewohnte, aus. Hier herrschte hinter den halbgeschlossenen Fensterläden in den großen Zimmern ein überaus reges Treiben. Anne-Marie, die falsche Gräfin von Oettingen, bereitete eine Mahlzeit vor dem großen Heerde der Küche. Ihr häßlicher Gatte, der kleine Heinze, war beschäftigt, eine Anzahl von Schlüsseln recht sorgfältig zu prüfen, mit feinem Oele zu salben

und einzelne kleine Unebenheiten zu feilen. Der eine der beiden griesgrämigen Diener stand in dem entlegensten Zimmer vor einer Wandnische. Er hatte Theile des Mauerwerks herausgeschlagen, neben ihm lagen Haufen von gebrannten Steinen und ein Kasten. Aus diesem Kasten nahm der Grämliche nacheinander die schönen blanken Silbersachen, Geschmeide und Gefäße, schob sie in die gemachte Oeffnung und als er ein gut Theil davon geborgen hatte, mauerte er die Höhlung wieder zu, strich den Kalk darüber hin und begann die Wand so zu schwärzen, daß man bald keine Spur von der Vermauerung mehr sehen konnte.

Gegen die Mittagsstunde erschien Kettwich der Stämmige. Er war von der Wasserseite her in das Gebäude gekommen, damit die Leute ihn nicht sehen sollten.

„Ha! ha!“ lachte er „Alles in guter Arbeit, wie ich sehe. Na — nehmt Euch zusammen. Heut' oder nie! Ich hatte erst die Absicht, dem Teufelsdoctor noch ein Paar Tage Wartens anzurathen, aber ich sehe ein — er hat Recht. Es könnte da

Einer oder der Andere zurückkehren — und der Satan ließe uns am Ende sitzen."

Die Genossen stimmten ihm bei. Anne-Marie brachte vom Heerde eine Weinsuppe und Heinze legte auf einige Minuten die Schlüssel bei Seite, um zu sehen, was Kettwich für Vorbereitungen mache.

Der Stämmige holte aus einer Tasche, welche im Futter seiner langen Schaube angebracht war, ein Paar in grünes Tuch gewickelte Stäbe hervor, legte sie auf den Tisch und grinste den kleinen Famulus an.

„Ja, ja!" sagte er, „das möchtet Ihr wohl wissen, was da drinnen steckt? he? Aber geduldet Euch nur. Zur Nacht werdet Ihr's erfahren."

Die Hausthür ward aufgeschlossen und der Adept erschien bald darauf in der Küche.

„Jetzt darf Niemand mehr zum Hause hinaus bis zur Nachtzeit!" befahl er. „Es ist Alles vorbereitet. Ich blieb hinter dem Zuge, bis er vor Dettum in die große Heerstraße bog. Die Junker sind mit dem Herzog fort, die alte Schlafmütze, der Kastellan, denkt an kein Aufpassen und nur die

Trabantenwache ist vor dem Losament der Herzogin drunten im Hofe postirt."

„Alle Hagel, da wird es schwer sein, durchzukommen!" meinte der kleine Heinz.

„Fang' mir nicht an mit Deinen feigen Einwürfen, oder ich drehe Dir das Genick um!" rief der Teufelsdoctor. „Heut' oder nie!"

„Ich meinte nur, wir hätten noch einen Tag warten sollen, um sie recht sicher zu machen."

„Heut' oder nie!" wiederholte Sommering. „Wir können es gar nicht besser treffen, denn heut' erwartet sicherlich Keiner einen Anfall — wenn sie überhaupt da oben was besorgen. Aber ich denke, sie fürchten die Geister weit mehr als uns."

Unter den verschiedensten Besorgungen verging der Tag. Schon begann Sommering die Straße von dem Boden seines Hauses aus zu beobachten; er wollte sehen, ob die Passage frei sei. Er bemerkte, sobald die Dämmerung anbrach, keine Spaziergänger oder Gewerbsleute mehr, dagegen sah er, wie eine Gestalt, vorsichtig zwar, aber doch schnell, auf sein Haus zuschritt, und der Doctor

erkannte trotz der Dunkelheit den ihm verbündeten Kaplan. Er eilte hastig die Treppe hinunter, dem Kaplan die Thür zu öffnen, aber ehe er noch eine Frage zu thun vermochte, rief der Geistliche:

„Laßt Alles stehen und liegen! Haltet Euch still im Hause heut' Nacht!“

„Kommt herauf! kommt herauf!“ mahnte Sommering, den Verbündeten zur Treppe ziehend.

Oben liefen die sauberen Bewohner erschreckt zusammen. Heinze erbleichte, als er die verstörten Züge des Kaplans bemerkte, und Kettwich spielte mit dem Kolben eines Faustrohres, das er in seinen Gürtel gesteckt hatte.

„Redet, Kaplan!“ begann Sommering. „Was ist denn geschehen?“

„Ich hatte mit Euch Alles verabredet“, berichtete der Geistliche. „Ihr wißt, daß ich Euch durch die Thorwache bringen wollte — Ihr wißt, auf welche Weise.“

„Alles gut. Und nun?“

„Woher der Herzogin die Angst gekommen ist, mag der Teufel wissen, genug, die Schulvermann

hat ausspionirt, daß heut' Nacht eine Wache von Trabanten im großen Gange liegen wird, der zu der Herzogin Gemächern führt. Ihr könnt aber nur über den großen Gang in die Zimmer gelangen — wenn Ihr heut' kommt, fallt Ihr gerade den Wächtern in die Hände."

Sommering erholte sich.

„Weiter Nichts als das?" fragte er. „Ich meinte schon, sie wollten uns an den Kragen — wollten das Haus stürmen. Hm — so warten wir, bis die Luft reiner ist. Das Einzige, was mich ärgert, ist: ich muß die Wagen in Vechelde abbestellen. Ruhig meine Kinder", fuhr er fort, „wir werden unsern Fang thun. Der Kaplan bringt uns Nachricht, wenn es droben gut zu machen geht. Ich halte Alle hier im Hause. Nur Kettwich darf hinaus, denn er ist bekannt in der Stadt, sein Verschwinden würde auffallen. Die Schulvermann muß weiter spuken, bis wir den Geist erlösen. Hollah! Anne Marie, tisch auf! wir wollen heut' nur die Vorfeier begehen!"

Bald saßen die Verbündeten wieder um den Tisch und ließen die Becher kreisen.

„Wenn wir glücklich davon sind“, sagte Sommering, „dann werden sie uns nicht weiter verfolgen. Der Herzog hält viel auf seine Reputation. Er würde sich lächerlich machen, wenn er seinen Adepten, dem er blindlings traute, in die Eisen stecken ließe. Er giebt nach. Für solche Fälle habe ich dort einmauern lassen, was ich an silbernem Geräth besaß. Es ist nur ein Hinderniß auf der Flucht.“

„Wohlgethan!“ sagte der Kaplan. „Aber wenn die Herzogin Widerstand leistet? Wenn Ihr — —“

Er hielt inne; ein Schauer fesselte seine Zunge.

„Ihr meint“, fuhr Sommering fort, „wir könnten genöthigt sein, einen Stoß zu führen?“ Der Teufelsdoctor machte eine sehr bezeichnende Geberde und ließ seine Augen funkeln. „Hm — dann freilich würden sie uns mit dem Dreibein in Berührung bringen — aber ich denke, es wird nicht dahin kommen. — Erstens sind wir schnell der

Herzogin Meister, wir knebeln sie, brechen in das Gewölbe und holen heraus, was zu fassen ist."

„Wenn aber Lärm entsteht?" wagte Heinze einzuwenden.

„Dieser Schloßtheil ist ganz leer von Menschen, wenn der Kaplan die Trabanten beschäftigt. Die Herzogin liebt im Ganzen die Einsamkeit — vielleicht wird sie noch sicherer, wenn wir ein Paar Tage warten — es kann sein, daß es besser so ist, wie es ist. Endlich habe ich noch ein Mittel entdeckt, mit heiler Haut davon zu kommen, selbst wenn Alles schief ginge: Während wir die Weiber knebeln, nimmt Kettwich einen von den kleinen Prinzen oder ein Prinzeßchen auf sich. Wir schleppen eins der Kinder mit uns — das wird eine Art von Geißel. Wenn wir das Kind losgeben, werden sie uns davonziehen lassen. Uebrigens keine Furcht, wir sind schneller davon, als die Schloßleute bei der Hand sein können. Hol' mich der Teufel! es wird ein tolles Spiel!"

Der Kaplan erhob sich.

„Ich gehe in's Schloß zurück", sagte er, „die

Schulvermann zu benachrichtigen, daß Ihr Euch still verhalten werdet. Bleibt auf dem Posten, seid bereit auf den ersten Ruf."

Der Geistliche huschte, von dem Adepten geleitet, zur Hausthür hinaus und verlor sich in den dunkeln Gassen.

— — — — — — — — — — —

Herzogin Hedwig hatte mit großer Sorge die Nacht herannahen sehen. Da ein besonderer Befehl des Herzogs seine Gattin während seiner Abwesenheit zur Gebieterin des Schlosses ernannt hatte, machte die Herzogin von diesem Befehle den besten Gebrauch. Auf Lühe's Rath legte sie einen Wachtposten der Trabanten in den Gang, welcher zu ihren Gemächern führte. Sie hielt sich nun wenigstens vor offenen Angriffen sicher.

In der ersten Nacht ereignete sich anfänglich Nichts, nur begann um die Mitternachtsstunde wieder das unheimliche Geräusch.

Gertrude von Wallhausen, welche im Zimmer der Herzogin schlief, ergriff entschlossen ein Schüreisen, trat in das Vorgemach und begann laut den

Dämon zu beschwören; die alte Kastellanin hatte ihr dazu einen Vers gesagt. Das Gespenst schien jedoch gegen diese Art des Angriffes unempfindlich zu sein, denn plötzlich fühlte die Hofdame, wie dicht neben ihr ein Gegenstand aus dem Dunkel aufstieg und wie eine eiskalte Hand mit heftigem Ruck ihren Nacken ergriff. Laut aufkreischend entwand sie sich der gespenstischen Umarmung und stürzte zähneklappernd in das Gemach der Herzogin zurück.

„Verrammelt die Thür!“ rief Hedwig der Kammerzofe zu, dann umfing sie die Freundin.

Im Nacken der Hofdame befanden sich Spuren scharfer Krallen oder Nägel — die Nacht verging unter Lärmen und Suchen, denn die Herzogin schellte der Wache — aber trotz genauester Nachforschungen fand sich Nichts und die Trabanten selbst erwehrten sich kaum eines leichten Schauders. In gleicher Weise verbrachte man die folgenden Nächte fast schlaflos, da aber Niemand aus dem Zimmer ging, begnügte sich das Gespenst, die Bewohner der Gemächer durch Geräusch zu ängstigen.

Unten im Hause des Teufelsdoctors warteten

die bei dem Schurkenstreiche betheiligten Personen täglich auf des Kaplans Nachricht und Signal. Endlich, am sechsten Abend nach des Herzogs Abreise erschien Hahn wieder bei Sommering.

„Jetzt ist's Zeit", lautete seine Botschaft. „Von heute Nacht an wird keine Wache mehr im Gange liegen. Wartet diese Nacht noch, um sie recht sicher zu machen — aber morgen um die elfte Nachtstunde seid bei der Hand. Sommering, Ihr wißt Alles genau?!"

„Alles! Aber sagt, weshalb ist die Wache entfernt?"

„Darüber vermag ich keine Auskunft zu geben. Ich glaub's aber zu errathen: da die Herzogin keine Angriffe mehr besorgt, da Ihr Alle Euch nie sehen laßt, ist sie ruhiger geworden. Das Gespenst halten sie für ein wirkliches und dagegen sind die Wachen doch machtlos."

Der Doctor nickte zustimmend.

„Auf morgen Nacht um elf Uhr!" war des Kaplans letztes Wort, als er des Adepten Wohnung verließ. Er schlug seinen dunkeln Mantel um die

Schultern und drückte sich in dem Schatten des Hauses bis zur Mauer entlang, welche sich neben der Gasse hinzog und den Hof des Gebäudes von derselben trennte.

Der Kaplan wollte von der Ecke aus die nächste Straße gewinnen und dann, von Niemand bemerkt, in das Schloß zurückkehren. Sein nächtlicher Ausflug gelang ihm auch anscheinend vollkommen. Er sah keinen Menschen vor sich. Die Hausthüren waren bereits geschlossen und die Wächter sangen an den Ecken ihr Feuerwarnungslied.

Aber der böse Kaplan konnte freilich nicht zugleich hinter sich schauen. Er bemerkte nicht, wie eine Gestalt seinen Schritten folgte. Diese Gestalt war gleichfalls mit einem langen Mantel bekleidet, dessen Obertheil in eine Kapuze auslief. Der Träger des Mantels hatte diese Kapuze so über seinen Kopf gezogen, daß sein Gesicht nicht zu erkennen war. Wer der nächtliche Verfolger des schurkischen Geistlichen sein mochte, hätte dieser daher nicht enträthselt, wenn er selbst die Verfolgung bemerkt hätte, aber wer den Mantelträger sehen konnte, der

mußte deutlich wahrnehmen, wie bei seinem eiligen Vorschreiten zuweilen der Beschlag einer breiten Schwertscheide unter dem Saume des Mantels hervorschaute und wie der Mann auch den Lauf einer Faustbüchse durch Verdecken desselben mit dem Mantel zu verbergen suchte.

Die Jagd, welche der Unbekannte auf den Kaplan machte, führte Beide bis zum ersten Graben des herzoglichen Schlosses. Hier blieb der Verfolger stehen, drückte sich hinter den Mauervorsprung, der von einem der bastionartigen Werke auslief, welche die Außenbefestigung des Schlosses bildeten, und blickte scharf in die halbhelle Nacht, indem er mit seiner Hand eine Art Dach über den Augen formte. Er sah, wie der Kaplan, den Lauscher nicht ahnend, bis zur Brücke schritt, wie er mit dem Wachtposten einige Worte wechselte und dann unter dem Thore verschwand; wie er wieder auf der Brücke erschien, bis er endlich durch das zweite Thor in's Schloß gelangte.

„Ich habe mich nicht getäuscht", murmelte der Verkappte. „Ich wollte es noch immer nicht glauben —

aber nun ist's klar. O, es ist richtig, nicht nur hinter den Mauern eines Klosters wohnen böse Pfaffen, es giebt gerade so viel gute dahinter als schlechte, und so geht es bei den Weltpriestern wohl auch; aber eins ist gewiß: man kann die Sünder auch außer dem Kloster suchen, mein lieber Lutherus, da drinnen im Schloß sitzt jetzt ein solcher."

Unter diesem Selbstgespräch war der Mann vorsichtig aus seinem Versteck geschlüpft und hatte den Weg nach der Südostseite des Schlosses eingeschlagen. Hier angelangt, ging er zu einem kleinen Hause, dessen Fensterchen erleuchtet war. Er klopfte an die mit Fischblasen verklebten Rähme. Ein Mann kam heraus.

„Floßmeister", sagte der Vermummte, „setzt mich jetzt wieder recht lautlos über den Graben bis an die Mauer von der Kurfürstin Garten."

Der Floßmeister deutete stumm auf den Kahn, der späte Gast stieg ein und bald legte das Schifflein drüben an.

„Gute Nacht", flüsterte der Vermummte und suchte mit einem Schlüssel an der Mauer herum.

Endlich hatte er das Schlüsselloch einer Thür gefunden, der zurückrudernde Floßmeister sah, wie er in den Garten schlüpfte und die Pforte hinter sich schloß. Leise auftretend und sich im Schatten haltend, ging der Mann über den Hof. Er pochte leise an die Thür der Wohnung des Kastellans, die behutsam geöffnet ward.

„Ich bin's!" sagte der Mann, die Kapuze zurückschlagend. „Es ist Alles richtig!"

„Wirklich? O, die Spitzbuben!" sagte der Kastellan, die Thür schließend. „Tretet ein und macht es Euch ein wenig wohnlich, mein lieber Junker von Reden."

Erich von Reden legte sein Faustrohr auf den Tisch und schnallte den Degen ab, dann warf er sich, von der langen Wanderung ermüdet, in den alten Lehnstuhl des Kastellans.

Woher kam der Junker von Reden? Wir müssen einige Tage zurückgehen, um das zu erforschen.

Als die Reisekaravane des Herzogs Julius das Magdeburgische Gebiet betreten hatte, kam der Bürgermeister der alten Stadt mit den Schöffen

dem hohen Reisenden entgegen. Es war ausgemacht worden, daß Herzog Julius eine Nacht in Magdeburg zubringen sollte und der Rath wollte eine Gasterei für den Herzog und dessen Gefolge ausrichten. Julius nahm es gern an. Die Bürger bildeten mit ihren Waffen Spalier, durch welches die herzoglichen Wagen und Reiter zogen. Darauf kam der Rath wieder dem Fürsten entgegen, bot ihm einen Ehrentrunk und geleitete ihn zur Dechanei, woselbst der Nachtschmaus bereitet stand. Nun hob ein recht heiteres, und von dem Klange der Musikinstrumente verherrlichtes Mahl an; die Junker und Pagen hielten mit den Bürgerstöchtern einen Tanz. Alles war froh und guter Dinge und der Herzog sah vergnügt auf die lustige Menge. Bevor ihn der Bürgermeister und die Stadtsyndici in sein Schlafgemach leiteten, rief der Herzog seine Junker heran. Es erschienen aber nur Bainbach und Crumstein.

„Wo ist Reden?“ sagte der Herzog.

„Herzogliche Gnaden werden nicht ungehalten sein“, antwortete Bainbach! „der Junker hat sein

Lager aufgesucht, da ihm nicht gut zu Muthe ist. Es scheint, er habe ein heftig Unwohlsein zu bekämpfen."

„Ei, ei! er wird doch nicht zu tief in den Becher geschaut haben?" scherzte der Herzog.

„Nein — ich fürchte es ist mehr. Der Meister Hilman, unser Reisebader, meint, daß es ihm nicht möglich sein werde, die Fahrt nach Berlin weiter fortzusetzen."

„Das betrübt mich sehr. Führt mich zu ihm, ich hoffe, es geht bald vorüber."

Der Junker von Reden empfing den Besuch des Herzogs. Er klagte über Stiche in den Seiten, sein Kopf sei ihm schwer, die Schläfe und Pulse pochten, wie er sagte — und der Bader erklärte: der Junker von Reden müsse nothwendig zurückbleiben, bis sein Unwohlsein gehoben.

„So pflege Dich", entschied der Herzog, „und ist es ganz wieder mit Dir, wie es sein soll, dann komm nach. Wir hoffen, Dich in Berlin zu sehen."

Am folgenden Tage zog die herzogliche Reisegesellschaft weiter nach der brandenburgischen Haupt-

stadt. Erich von Reden wartete noch zwei Stunden. Man hatte ihm eine Bedienung gegeben, die Nichts zu wünschen übrig ließ, aber trotz dessen erklärte der Junker, er fürchte, daß sein Unwohlsein länger anhalten werde und er wolle daher lieber zurück nach Halberstadt, wo die Seinigen ihn in Pflege nehmen sollten. Es ward deshalb ein Wagen herbeigeschafft, der den Kranken bis Hadmersleben brachte. Hier entließ der Junker den Fuhrmann, weil, wie er sagte, sein Kopf freier und sein Uebel geringer geworden. Als der Fuhrmann die Stadt hinter sich hatte, rief der Junker den Wirth zu sich, bei dem er Herberge genommen. „Guter Wirth", sagte er, „könnt Ihr mir ein starkes Pferd geben? Ich lasse Euch zehn Goldgulden und diesen Ring zum Pfande."

„Wollt Ihr reiten, gnädiger Herr?" sagte der Wirth erstaunt.

„Ich will. Sicherlich wird mir besser und ich bin schneller in Halberstadt."

„Ei, so laßt die Goldgulden stecken. Ich gebe Euch gern ein gutes Roß, wenn's nur zum Besten für Euch ist."

Eine halbe Stunde darauf trabte der Junker zum Thore hinaus. Er lenkte in den nahe gelegenen Wald und schlug einen Seitenweg ein, der wieder auf die Landstraße führte und sobald er diese gewonnen hatte, drückte er dem Pferde die Sporen in die Flanken, so daß er im sausenden Galop dahinflog, die Richtung auf Schöppenstedt nehmend. Hier hielt er eine Zeit lang an, dann trabte er weiter, blieb zur Nacht in Dettum und machte dann einen Umweg; in Folge dessen näherte er sich Wolffenbüttel, als der Abend hereindämmerte.

Vor dem Herzogsthore stieg er ab und brachte das schnaufende Pferd in ein Gehege. Hier wohnte des Herzogs Wildmeister, der dem Junker befreundet war. Als es vollständig dunkel geworden, erschien Reden wieder auf der Landstraße; er trug einen Mantel mit der Kapuze daran, welcher Gestalt und Gesicht verhüllte, ging vorsichtig bis zum Südgraben des Schlosses, ließ sich vom Fischermeister übersetzen und schwang sich über die Mauer des kleinen Gartens.

Herzogin Hedwig, Gertrude, die Kammerfrau und die Kinder waren zu dieser Stunde noch im Zimmer. Draußen schallten die Tritte der Wachen, welche Hedwig auf den Gang gelegt hatte. Der Junker kannte des Hauses innere Lage wohl. Er sagte sich, daß er von den Feinden, welche die Herzogin fürchtete, Nichts zu besorgen haben werde, so lange noch im Schlosse Leben herrschte. Er ging deshalb durch den breiten Flur die Treppe hinauf und blieb hier im Gange stehen, bis er des alten Kastellans ansichtig ward.

„Pst, pst! Glaubitz!" rief er leise.

Der Alte schreckte zusammen, da er die vermummte Gestalt erblickte, aber der Junker warf schnell seine Kapuze zurück.

„Herr von Reden?!" rief Glaubitz.

„Still! Kein Wort! Die Herzogin wird es Dir danken. Melde ihr, ich sei da — ich werde zum Schutze bleiben."

„Es droht Gefahr?"

„Wer weiß — vielleicht."

Glaubitz eilte durch die Wachen zur Herzogin

und nach kurzer Zeit war der Junker im Gemache der Frau Hedwig. Es schien der geängstigten Frau, als sei ihr ein Engel gesendet. Reden erzählte seine List und verhehlte der Herzogin nicht, daß auch er Besorgniß habe, die Strolche möchten einen Angriff wagen.

„Sie müssen in's Garn gehen!“ rief er. „Aber dazu ist es nothwendig, daß die größte Sicherheit von Euer Gnaden geheuchelt werde. Die Wachen müssen fort, die Thüren zum Aufzuge müssen offen bleiben.“

„Aber Ihr, Junker! was wollt Ihr? Was wird mit Euch?“

„Verbergt mich draußen in dem kleinen Gemache, wo die Wäschladen stehen. Wenn es Nachtzeit ist, beginne ich meine Runde; ich lege mich auf die Lauer. Welcher ist von den Leuten im Schlosse Euch verdächtig?“

„Zunächst — Gott wird mir's verzeihen, wenn ich ein Unrecht sage — der Kaplan.“

„Ich traue ihm eben so wenig. Gut denn. Wenn es Nacht ist, beginne ich meinen Marsch.“

Zum Erstaunen der Verschwörer wurden die Wachen in der folgenden Nacht nicht mehr auf den Gang gelegt und der Kaplan machte sich, wie wir wissen, auf, seinen Verbündeten diese wichtige Botschaft zu überbringen.

Reden folgte ihm von seinem Verstecke aus. Er hatte sich von Glaubitz ein gutes Feuergewehr geliehen, drückte sein Schwert fest an sich, um für alle Fälle gerüstet zu sein, und schlich vorsichtig zur kleinen Gartenpforte hinaus.

Nachdem der Fischmeister ihn von der Mauer her abgeholt hatte, eilte der Junker, um in die Stadt zu kommen. Er sah von Weitem den Kaplan in die Vorstadt wandern — welches Haus sein Ziel war, ist bereits erzählt worden, ebenso, daß der Junker mit seinen Nachforschungen vollständig zufrieden sein konnte.

Bei Tage versorgte die Herzogin ihn mit Speise und Trank und der getreue Wächter erwartete sehnlichst die kommende Nacht. Er unterließ nicht, die Umgebung zu mustern.

Von dem kleinen Ladenzimmer führte eine enge

Thür in den zweiten Saal, von diesem gelangte man durch ein dunkles Zimmerchen in das Vorgemach zum Schlafkabinet der Herzogin. In diesem Vorgemache war ein mit geschnitzten Läden vollständig zu verdeckendes Bett, in welchem die Kammerfrau schlief, dicht neben demselben befand sich wieder eine Thür, die sich auf den kleinen Gang öffnete, der in den vergangenen Nächten der Schauplatz des Spukes gewesen und auf welchem der thätliche Angriff des Gespenstes gegen Gertrud verübt worden war.

Wenn also die Thüren wohl geschlossen waren, mußten die Verbrecher Gewalt brauchen, um bis in das Schlafzimmer der Herzogin zu gelangen, wo trotz des beharrlichen Schweigens der gnädigen Frau auch Reden einen werthvollen Gegenstand vermuthete, nach dessen Besitz wohl einer Raubbande gelüsten konnte.

Als der Junker nicht mehr zweifeln durfte, daß der tückische Kaplan ein Verbündeter des Teufelsdoctors war, als er den Weg desselben verfolgt

hatte, wurde es ihm zur Gewißheit, daß die Rotte in der nächsten Zeit irgend einen Streich führen werde. Der Junker hatte auch sorgfältig auf den Urheber des nächtlichen Geräusches gefahndet, aber er vermochte Nichts zu entdecken. Nur einmal fand er auf dem Gange eine kleine, stählerne Schnalle, wie sie zu jener Zeit die Dienstmädchen an den Wetschern trugen, um die Riemen der Taschen hindurchzuziehen — der Junker steckte sie zu sich. Er hatte mit dem alten Kastellan verabredet, daß dieser auf der Hut bleiben, aber sich nicht das Geringste merken lassen solle und so, sein geladenes Rohr vor sich, erwartete er die kommende Nacht.

Die Herzogin und Gertrud flüsterten leise noch einmal den Abendgruß durch die kleine Thür, dann entfernten sie sich. Die Kammerfrau war aus dem Vorzimmer mit in der Herzogin Kabinet gebettet und nachdem alle Thüren verschlossen und die, welche zum Schlafzimmer der Herzogin führte, noch besonders von Innen verriegelt war, wurde es ganz still im Schlosse.

Reden hatte sein Schwert locker gemacht — er

hielt das Rohr, dessen gespanntes Radschloß an seinem Finger lag, vor sich. Die Uhren summten die zehnte Nachtstunde.

— — — — — — — — — — —

„Einer nach dem Andern geht aus dem Hause. Jeder zählt bis fünfzig, bevor er dem Ersten folgt. An der Schloßbrücke finden wir den Kaplan. Sind wir droben, so bleibt Kettwich an der ersten Thüre stehen. Habt Ihr die Brechstangen? die Fauströhre?"

„Alles hier!" sagte der Stämmige.

„Sind die Ledertaschen bereit?"

„Ganz nach Eurem Willen!" berichtete Curt.

„Gut denn. Der Kaplan wird die Zuzüge zur Haupttreppe verrammeln, damit der alte Glaubitz nicht zu Hülfe kommt. Die Trabanten sind nicht zu fürchten, denn Erstens dringt vom Schloßflügel bis zu Ihnen kein Lärm, dann wird der Thorweg durch den Balken geschlossen."

„Aber wie kommen wir in's Schloß?" sagte Heinze angstvoll.

„Durch den Hauptthurm und des Kaplans Wohnung — die Thüren oben öffnen uns die Schlüssel, welche sorgfältig nachgeschmiedet sind. Wenn der Spektakel losgeht, werfen sich Curt und Du, Heinze, sowie Anne-Marie auf die Weiber, bedroht sie mit dem Tode, während ich die Herzogin befragen werde: wo der Schatz liegt? Kettwich nimmt eins der Kinder — das Erste Beste. Wenn wir bepackt sind, geht es ebenso zurück und gleich davon. Am Dammthore stehen die Wagen mit unserm Diener. Die Schulvermann geht gleich mit — Hahn folgt. Es wird Alles schnell abgethan sein — ein Ueberfall mißglückt selten.“

Er warf seinen Mantel über, die Genossen erhoben sich schweigend. Jeder begann die nothwendigen Werkzeuge einzustecken, Kettwich probirte seine Fauströhre, indem er die Hähne schnappen ließ, der Doctor ging an ein kleines Spinde, nahm eine aus Holz gedrehte, kugelförmige Büchse heraus und steckte sie zu sich — dann horchte er ein wenig — und sagte endlich:

„Vorwärts! dieses Haus werden wir wohl

nicht wieder betreten, aber unser gutes Geld liegt sicher in Holland und wenn uns Alles glückt, werden wir noch ein starkes Sümmchen dazu legen. Hinaus!"

Er ging voran, öffnete die Thüre und ließ die Genossen in der besprochenen Weise hinausschlüpfen.

Eben schlug es zehn Uhr. Zerrissenes Gewölk jagte am grauen Nachthimmel, der Wind schnob stark und ein Unwetter schien zu drohen, denn der Tag war heiß gewesen. Gegen Braunschweig zu zuckte am Himmel ein starkes Leuchten hin und her, den dunkeln Mantel der Wolken oft sekundenlang zerreißend. Die finsteren Gesellen schritten in langen Zwischenräumen, Einer dem Andern folgend, durch die schweigende Nacht dahin. Das Weib des kleinen Doctors hatte sich in einen braunen Kaftan gehüllt, sie drückte die Blendlaterne an ihre Brust und keuchte vor Erregung, denn trotz der guten Vorbereitungen zur schlechten That, war doch Keinem von ihnen das Herz allzu frei. Sie mußten eilen denn irgend ein unvorhergesehener Fall konnte den ganzen Plan vereiteln.

Nur der Doctor Sommering schien von dem Gelingen seines Unternehmens vollständig überzeugt. Er berechnete schon in Gedanken, wie viel er nach den Schlupfwinkeln schleppen könne, noch ehe die rächenden Arme des Gesetzes gegen ihn in Bewegung gesetzt wurden. Seine langen, hageren Finger öffneten und schlossen sich wie die Klauen eines Raubvogels, dem er seiner ganzen Erscheinung nach vollkommen gleich sah.

Indeß schien Alles sich zu vereinen, die Verschwörer begünstigen zu wollen. Das tiefe Nachtdunkel, welches auf Stadt und Land sich niederzusenken begann, ließ die unheimlichen Wanderer ohne jeden Aufenthalt vorwärts nach dem Ziele ihres Unternehmens kommen. Sie wurden von den wenigen Leuten kaum bemerkt, denn das heraufziehende Unwetter scheuchte die Meisten von den Gassen und nur ein paar Weinliebhaber suchten die Schenken auf, ohne sich von dem fern rollenden Donner abhalten zu lassen.

„Eine Nacht, wie ich sie liebe“, murmelte der Doctor. „Ganz gemacht für unsern Zweck.“

Er spähte scharf vor sich hin und beim Aufleuchten des Wetters konnte er seinen Trupp deutlich gewahren. Bald tauchte aus der Finsterniß das Schloß auf. Es lag da, wie eine große schwarze Felsmasse, deren Zacken in den Nachthimmel ragten. Hie und da brannte ein Lichtlein in einem der hochliegenden Zimmer und am Hauptthurm schaukelte die Laterne des Wächters. Der Doctor pfiff leise. Der Erste, Curt, stand still; zu ihm trat Heinze, dann Kettwich, dann die Anne-Marie, endlich der Doctor, so daß die ganze Bande beisammen blieb.

„Wir müssen jetzt zueinander halten", flüsterte der Doctor. „Kommt — geht vorsichtig an der Wassermauer entlang und duckt Euch, denn ein Blitz kann uns verrathen."

Er führte seine Schaar gegen die Mauer. Eben flammte es hell auf und ein starker Donner rollte über das Schloß hin.

„Das ist gut für uns", sagte Sommering, „ich habe schon genug gesehen. Dort steht der Kaplan."

Wirklich bemerkten die Verschworenen beim Lichte eines zweiten Blitzes an dem Eingange der ersten Wasserpforte die dunkle Gestalt Hahn's. Diese Pforte lag vor dem Haupteingange des Schlosses und war durch einen schmalen Damm oder Wasserbalken, der durch den Graben lief, mit dem Lande verbunden. Auf dem Damm befand sich eine „Sperre", zu welcher der Kaplan den Schlüssel besaß. An der äußeren Wassermauer, in deren Oeffnung der Balken sich verlief, stand kein Wachthaus, wie vor dem Haupteingange, die Verschworenen konnten deshalb, ohne angerufen zu werden, den Steg betreten. Die Pforte drüben führte in den Hauptthurm, in welchem des Kaplans Wohnung lag.

„Ihr habt Glück!" flüsterte Hahn. „Der Wachtsoldat am Hauptthore ist wegen des heraufziehenden Wetters in sein Haus getreten. Laßt uns eilen."

Er schritt auf dem Balken entlang, hintereinander gehend folgten ihm die Genossen. Der schmale Steg wankte, und vom Winde bewegt, plätscherten die Wellen des Grabens gegen die

Balken und rasselten die Ketten. Der Kaplan öffnete die Sperre, dann führte er die Bande durch die offene Thurmpforte in den stockdunkeln Hausflur, dessen Boden matt von dem Lichte erhellt ward, welches im Gemache des Thürhüters brannte. Der sorgsame Wächter schnarchte aber, in der sicheren Ueberzeugung, daß der Gebieter nicht anwesend sei, im breiten Stuhle. Der Kaplan führte die Bande durch eine Galerie, stieg mit ihnen Treppen hinauf und hinab, nur das Licht der Blendlaterne benutzend. Endlich standen sie Alle vor einer kleinen Pforte.

„Wir kommen jetzt in den zweiten Hof", flüsterte Hahn; „fort mit dem Lichte!"

Die Laterne ward gewendet. Sie traten in den Hof, überschritten ihn und befanden sich bald unter der thorartigen Wölbung, welche vom zweiten zum ersten Hof führte. Dieser Wölbung gegenüber lag der Schloßflügel, den die Herzogin bewohnte, dort sollte der Raub geschehen.

„Jetzt wartet", befahl der Kaplan. „Ich muß Sicherheit haben."

Er wendete sich links. Hier lag des Kastellans Wohnung, in welche Reden bei seiner nächtlichen Wanderung getreten war. Der Kaplan tappte ein wenig umher, dann erfaßte er einen Schlüssel, schlich bis zur Thüre der Kastellanswohnung und schloß dieselbe zu. Als dies geschehen, schob er in das Schloß einen Holzpflock.

„Nun frisch an's Werk und seid schnell bei der Hand — in einer halben Stunde müssen wir zurück sein!“ befahl er leise. „Dort ist der Eingang. Hinauf!“

Er deutete auf die Thür. Der Doctor faßte sein Messer, Kettwich umklammerte den Hals seines Faustrohrs, Curt, Heinze und die Anne-Marie folgten — das Verderben nahte sich dem Zimmer der Herzogin.

Auf der Treppe angekommen, fühlte sich der Doctor erfaßt — er wollte rufen, aber eine Stimme flüsterte: „Ich bin es — die Schulvermann — braucht jetzt die Laterne — schnell.“

Die Anne-Marie ließ das Licht spielen; von der Schließerin angeführt, sich dicht Einer an den

Andern festhaltend, schritten sie geräuschlos, gleich gespenstischen Schatten, durch die Zimmer. Alle Schlüssel paßten, die Pforten öffneten sich leicht, das Geräusch beim Aufschließen ward durch den rollenden Donner, durch den prasselnden Regen, der jetzt niederrauschte und durch den Wind, der die Fenster klirren machte, erstickt.

„An die Thür! Kettwich", flüsterte der Doctor, „wir sind jetzt vor dem Zimmer der Herzogin."

Der Junker Erich von Reden hatte in seinem Verstecke sorgfältig gelauert, eine Kerze angezündet und die Flamme durch ein Holzscheid verdeckt. Er stand, sein Feuerrohr in der Hand haltend, und horchte scharf auf jedes Geräusch, aber das herauf-ziehende Wetter erschwerte ihm das Lauschen. Es war dem Junker zuweilen, als höre er Stimmen, als polterte es dicht in seiner Nähe. Der Wind strich heulend durch den Rauchfang und das Licht der Kerze flackerte hin und her. Er hielt sein Ohr an die Thür — er vernahm Nichts als das Prasseln des Regens, der gegen die Scheiben schlug.

„Es ist am Ende nutzlos, mein Wachen", murmelte er. „Wenn sie Unheil wittern, bleiben sie fern."

Das lange, angestrengte Horchen ermüdete ihn — er suchte den kleinen Schemel zu gewinnen, welcher in der Ecke stand — da schlug plötzlich ein heller Ton an sein Ohr, Reden neigte den Kopf wieder zur Thüre und der Schall ließ sich zum zweiten Male vernehmen.

„Es wird eine Thür aufgeschlossen", sagte der Junker, „sie haben Nachschlüssel — sie sind es gewiß."

Dicht an die kleine Pforte seine Augen legend, gewahrte er durch die Ritzen einen schwachen Lichtschimmer — der Donner des Gewitters rollte nicht und der Junker vermeinte, in dem Zimmer Tritte und Geflüster zu hören. Er blieb nicht lange in Ungewißheit.

Der Doctor und seine Genossen waren vor dem Kabinet der Herzogin. „Aufgepaßt!" kommandirte er, „und die Blendlaterne hoch!"

Die Anne-Marie hob das Licht, welches die un-

heimliche Gruppe mit seinem zweifelhaften Schimmer übergoß. Wie Reptile aufeinandergeballt, zum Sprunge und Angriff bereit, standen und hockten die Anne-Marie, Heinze und Curt in der Mitte des Zimmers, der Doctor aber schob schnell den Schlüssel in die Pforte und drehte ihn herum, in der Linken sein Messer haltend. Er vermeinte die Thürflügel aufspringen zu sehen — er hatte sich getäuscht — sie waren von Innen verriegelt und eine weibliche Stimme rief: „Wer ist da?“

Erschrocken prallte Sommering zurück. „Teufel!“ rief er, „wir sind verrathen. Die Thür ist verriegelt.“

Einen Augenblick blieben Alle wie gebannt aufeinandergepreßt stehen, die Hälse vorgestreckt, die Augen vor Erwartung und Schreck funkelnd. Dann sprang der Doctor vorwärts und rüttelte wie ein Verzweifelter an der Thür.

„Aufgemacht!“ brüllte er, „oder ich erwürge Euch Alle!“

Jetzt war der Augenblick des Handelns für den Junker gekommen. Schnell ergriff er den Degen,

stellte sich an die Thür, und indem er diese mit einem Ruck öffnete, sprang er in das Zimmer.

„Hülfe! Hülfe!“ schrien im Zimmer der Herzogin laut aufkreischend die Verschworenen vor Schreck und Angst.

„Nieder mit den Räubern! rief der Junker, sein Rohr auf die Gruppe anschlagend.

„Stoßt ihn zu Boden!“ heulte der Doctor und ohne sich zu besinnen, stürzte Kettwich herbei.

„Fahre hin, Schurke!“ rief Reden. Der Schuß krachte; ein lautes Wehegeheul erscholl.

„Hinaus — zurück!“ rief Sommering.

„Du sollst nicht entkommen!“ drohte der Junker, sich auf ihn stürzend.

Blitzschnell zog Sommering unter seinem Gewande die Holzbüchse hervor und riß den Deckel ab. „Nimm das!“ rief er.

Ein stinkender Qualm verbreitete sich in dem Gemache. Betäubt nach Athem schöpfend, sank der Junker zu Boden.

„Jetzt fort!“ trieb Sommering. „Der Streich ist mißglückt — hinaus zum Schlosse!“

Kettwich blutete stark, die Kugel hatte seine Schulter gestreift, aber er stürzte hinaus in die Dunkelheit, durch die Zimmer bis zur Treppe — hinter ihm her die Raubgenossen — über die Stufen hinab — in den Hof.

„Mir nach!“ rief der Kaplan.

Heftige Donnerschläge krachten über den Schloßdächern und die Blitze zuckten, mit ihrem gelblichen Schein diese Scene der Verwirrung beleuchtend. Der Kastellan hatte den Schuß gehört, er eilte zur Gangthüre, sie war gesperrt.

„Alle Wetter! sie haben mich eingeschlossen“, jammerte er.

Es ward lebendig im Hofe — Stimmen ertönten — der Alte öffnete das Fenster und sprang hinaus in den Hof.

„Zu Hülfe! zu Hülfe!“ rief er. Im Halbdunkel stieß er an einen der flüchtenden Räuber; er war mit zwei Sprüngen unter dem kleinen Thurm. Hier erfaßte er den Strang der Lärmglocke und sofort heulte diese ihren schauerlichen Klang durch

den rollenden Donner. Die faulen Trabanten erhoben sich schnell.

„Leuchter heraus — Feuer — Waffen herbei!“ so schallte es wild durcheinander. Aus dem Wachtzimmer liefen sie in den Hof, Fackeln warfen ihr blutrothes vom strömenden Regen halb ersticktes Licht in den großen Raum, Hellebarden und Schwerter blitzten.

„Was giebt's? was ist geschehen?“ riefen die Wächter.

„Dort hinaus sind sie!“ schrie der Kastellan, auf das zum zweiten Hof führende Thor deutend. „Es sind Räuber — Mörder!“

Einige Trabanten wollten das Thor öffnen — es war fest verschlossen.

„Sie werden entkommen!“ jammerte Glaubitz.

In diesem Augenblick öffnete sich ein Fenster in der Herzogin Wohnung.

„Hülfe herauf — hier!“ rief Gertrud in den Hof.

Glaubitz eilte mit einigen Trabanten die Stiege hinan — hier standen noch alle Thüren offen —

am Boden vor dem Zimmer der Herzogin lag der Junker von Reden ohnmächtig — sein abgefeuertes Rohr in der Hand haltend, die Kerze stand auf der Thürschwelle.

„Um Gottes Willen, er ist ermordet!“ schrie Glaubitz.

„Sind sie fort?“ rief die Herzogin von Innen.

„Ja — gnädigste Frau“, antwortete der Kastellan.

Die Thüren öffneten sich und Hedwig erschien mit ihren Frauen; die noch schlaftrunkenen Kinder drängten sich in ihren Nachtkleidchen angstvoll herbei.

„Ist der Junker getödtet?“ rief die Herzogin.

„Hier ist eine Blutspur“, sagte einer der Trabanten, „sie führt aber zum Zimmer hinaus.“

„Er lebt!“ rief der Kastellan, der während dessen das Haupt Reden's in seinen Schoß genommen hatte.

„Gelobt sei Gott!“ frohlockte Gertrud, sich zu dem Betäubten niederlassend, der jetzt die Augen aufschlug.

Während aller dieser Vorgänge hatten sich die Bewohner des Schlosses fast sämmtlich eingefunden. Auf des Kastellans Befehl war ein Trabant an der Lärmglocke geblieben und der gellende Ruf hatte die Bürger Wolffenbüttels aus den Häusern gelockt; die am Schlosse zunächstliegenden Gassen wurden deshalb sehr lebendig.

Alles eilte zum Palaste des Herzogs, denn die nächste Vermuthung war: der Blitz habe daselbst gezündet. Bald genug erfuhr man die Ursache des Schreckensrufes, und da eine Menge Leute trotz des heftigen Regens in den Hof und über die Stiege in die Zimmer gedrungen waren, verbreitete sich wie ein Lauffeuer die Nachricht von der glücklichen Rettung der Herzogin und deren Bedrohung durch den Teufelsdoctor.

Dies war aber nicht genügend. Bei der großen Beliebtheit des herzoglichen Paares fühlten die Leute sich gedrungen, die Rächer zu werden, und kaum hatte ein Mann aus der Menge den Ruf ausgestoßen: „Sucht den Teufelsdoctor!“ als sich auch sofort ein Strom von Menschen jeden Alters

und Geschlechts, durch Fackeln die Nacht zum Tage machend, gegen das Haus des Adepten ergoß.

Eine Kanonade von Steinen ward auf die Läden und Fenster eröffnet — dieser Tumult war der Verschworenen augenblickliche Rettung.

Sie hatten, von dem Kaplan geleitet, ihren Rückzug genau auf demselben Wege angetreten, der sie in's Schloß führte. Durchnäßt vom strömenden Regen, keuchend und zitternd vor Erregung und Angst, von den Blitzen des Wetters umzuckt, stürmten sie zum Dammthore. Sommering, dem Alles daran gelegen sein mußte, daß Keiner der Seinen gefangen wurde, rief im Laufen:

„Zum Dammthore, zum Dammthore!“

Immer schneller und in rasender Eile ging die Flucht. Schon drohte der Athem zu stocken, die Anne-Marie wollte niedersinken, da drangen durch das Toben der Elemente die Klänge der Sturmglocke an ihr Ohr und feuerten die matten Flüchtlinge zur größten Eile an. Kaum noch ihrer Sinne mächtig, langten sie in der schlechten Herberge an, wo des Doctors Wagen standen — Sommering

musterte seine Schaar — es fehlte Keiner, außer der Schulvermann; auch der verrätherische Kaplan war in der Angst mit entflohen.

„Auf die Wagen und dann hinaus!“ gebot Sommering. „Sie werden uns suchen — im Hause suchen. Wir haben noch Zeit.“

Die Flüchtlinge krochen in die Wagen, die Pferde wurden angetrieben.

„Nach Goslar!“ kommandirte der Teufelsdoctor und in die Sturmnacht hinein floh das Gesindel, den Wettervögeln gleich, die mit dem Unheil kommen und gehen. —

Auf dem Schlosse herrschte große Freude über die Rettung der Herzogin. Alles umdrängte die hohe Frau und am lautesten bezeugte die Schulvermann, die Schließerin, ihre Anhänglichkeit durch lautes Dankgebet zu Gott. Mit dem Anbruche des Morgens hatte Reden sich vollkommen erholt, die Kammerräthe, die Spitzen der Bürgerschaft erschienen bei Frau Hedwig und in den Kirchen ward sogleich eine Dankfeier gehalten.

„Sendet sofort nach Berlin!“ rieth der alte Lühe, „und setzt den Herzog davon in Kenntniß.“

Die Herzogin befolgte den Rath. Ein eilender Bote ward abgesendet. Die Bürgerschaft trat in die Waffen, in's Land hinaus jagten Reiter, die Flüchtlinge einzuholen und neugierig strömte die Menge in das Haus des Adepten, welches nur mit Mühe vor der Volkswuth und Zerstörung geschützt werden konnte. —

Herzog Julius erhielt durch den Kurfürsten von Brandenburg die Nachricht des bedenklichen Vorganges. Sein Zorn ward nur einigermaßen gedämpft durch die Beschämung, welche er empfand bei dem Gedanken: der Spielball jener plumpen Betrüger gewesen zu sein. Mit voller, ganzer Kraft erhob sich seine alte Liebe zur Herzogin und in eiliger Fahrt ging es fort von Berlin nach Braunschweig.

Als der Herzog sich seinem Schlosse näherte, sah er schon von Weitem die geputzte Menge, welche ihn mit Jubel empfing. Durch die von Menschen gebildete Gasse fuhr der Wagen, auf der Brücke

des Schlosses stand Frau Hedwig mit den Kindern. Als der Herzog ihrer ansichtig ward, stieg er schnell aus dem Wagen und ohne sich einen Augenblick zu bedenken, schloß er mit dem Rufe:

„Hedwig — meine Hedwig!“ die gerettete Gattin in seine Arme.

„Der ist's, mein Gemahl, dem Ihr danken müßt!“ sagte Hedwig, auf den Junker von Reden deutend.

„Der Kranke von Magdeburg?“ rief der Herzog, dem treuen Diener die Hand reichend. „Es ist ein Glück gewesen, daß ich Dich nicht in Berlin kuriren lassen wollte, Erich — der Teufelsdoctor hätte hier leichteres Spiel gehabt.“

Herzog Julius ging nun, vom Jubelgeschrei der Menge geleitet, seine Gattin umschlingend, in das Schloß. Er besichtigte genau den Ort des Abenteuers, erst jetzt ward ihm ganz klar, welch' einer großen Gefahr die Seinen entgangen waren. Die seltene Verwegenheit der Räuber würde sicherlich nicht vor einem Morde zurückgeschreckt sein.

Noch in derselben Nacht ließ der Herzog an alle

Nachbarfürsten das Gebot ergehen, die Flüchtlinge zu verfolgen und zu ergreifen. Eine Abtheilung von hundert Reitern durchstreifte die ganze Gegend Wolffenbüttels, aber die mangelhafte Wegverbindung jener Zeiten, ließ die Räuber großen Vorsprung gewinnen.

„Erich", sagte der Herzog am folgenden Tage zu dem Junker, „ich will Dir als einen Beweis meiner Liebe das Geheimniß offenbaren; Du sollst sehen, was den bösen Doctor verlockt hat."

Er führte den Junker in das Schlafzimmer der Herzogin, schob das Getäfel zurück und stieg einige Stufen hinab, in ein kleines, enges Gewölbe.

„Sieh dorthin! Was siehst Du?"

In einer Ecke lagen zahlreiche Säcke aufgestapelt und unter diesen standen kleine Fäßchen.

„Es ist ein Schatz, den ich sammle für mein Land und den mein Nachfolger dereinst finden soll, damit er ihn anwende zum Heil seiner Unterthanen. Nur ich und die Herzogin wußten darum, denn Jedes von uns legt allmonatlich von dem Gelde, das uns zukommt, ein gutes Theil hier nieder.

Mag es die Welt jetzt wissen — es soll von nun an allein meine Goldküche sein und damit habe ich den Stein der Weisen gefunden.“

— — — — — — — — — — —

So glücklich Anfangs auch die Flucht der Räuber und des Teufelsdoctors von Statten gegangen war — sie konnten bei der rastlosen Verfolgung doch nicht dem rächenden Arme des Gesetzes entgehen.

Sie wurden ergriffen. Kettwich in Ulm, Sommering in Paderborn, Heinze und Anne-Marie in Cleve. Auf Wagen geschmiedet, mit Knebeln an Händen und Füßen, hielten sie ihren Einzug in Wolffenbüttel. Die Schulvermann wäre vielleicht entwischt, aber auf der Folter gab Sommering sie als Hauptschuldige an, und da sie leugnete, ward die Schnalle, welche Erich von Reden im kleinen Gange gefunden, ihre Verrätherin. Der Doctor ward angeklagt, außer des Mordversuches gegen die herzogliche Familie, des Giftmordes an Tonning, den Stadtschreiber.

In diese Gräuelthat war auch ein Advokat Kymmerer verwickelt, den man auch einzog; gleichwohl ließen die Braunschweiger den Kettwich, als er zum Verhöre in ihre Stadt gebracht wurde, entwischen.

In den Fasten Anno 1575 hatten die Wolffenbütteler das schreckliche Schauspiel der Hinrichtung des Teufelsdoctors und seiner Genossen, die mit aller Scheußlichkeit und Rohheit jener Zeit, durch Zwicken, Rädern und Viertheilen, vollzogen ward. Für die Schulvermann ward eine besonders raffinirte und schreckliche Strafe von den grausamen Richtern ersonnen, deren Spruch der Herzog nicht ändern durfte. Sie wurde auf einen *eisernen* Stuhl gesetzt, gefesselt und dann, also sitzend, lebendig verbrannt.

Sämmtliche Stücke dieses Stuhles sind heute noch auf dem Schlosse zu sehen. —

Und der schurkische Kaplan? Auch ihn ereilte das Gericht. Ein Jahr später ward er zu Goslar ertappt und vor dem Mühlenthore enthauptet. Der Advokat Kymmerer saß ein Jahr in Haft, bis auch

an ihm die Strafe der Enthauptung vollzogen ward. Das Haus des Sommering ward in den „Blei- und Factorhof" umgewandelt und erinnert heute noch an den Teufelsdoctor von Wolffenbüttel.





Der Tischler von Poissy.



Poissy ist eine kleine Stadt, welche etwa sechs Lieus westlich von Paris gelegen ist. Da viele von unsern deutschen Landsleuten in den Tagen und Zeiten des großen Krieges diese Gegend kennen gelernt haben, so werden sie gewiß auch das hübsche Poissy besucht haben. Es wäre auch fast unmöglich, daß diejenigen unsrer wackern Krieger, deren Quartiere oder Stellungen bei Saint Germain waren, Poissy nicht kennen gelernt hätten, denn der Ort liegt hart am schönen und großen Walde von Saint Germain, und da sind die Preußen bekanntlich ganz wie zu Hause gewesen, was übrigens an den meisten Orten der Fall war, welche rings um die Riesenstadt Paris verstreut liegen. In Poissy wohnte schon seit langer Zeit die Familie Iblon. Das ist nun keine besondere Sache für Poissy gewesen. Es ist

für die Geschichte des Ortes weit wichtiger, daß in ihren Mauern der heilige Ludwig geboren ward, daß er eine steinerne Brücke über die Seine baute und den Viehmarkt stiftete, der noch heutzutage jeden Donnerstag in Poissy abgehalten wird, was freilich in den Zeiten der Kriegsnoth, also Anno 1870 und 71 und bei der herrlichen Wirthschaft der Rothen einige Aenderung erfahren haben dürfte. Aber kommen wir wieder auf die Iblon's zurück. Diese Familie gehörte seit langer Zeit zu den besten unter den sogenannten kleinen Bürgersleuten. Die Iblon's waren seit vielen Generationen dem Tischler-handwerke ergeben und hatten sich sehr darin ausge-zeichnet. Mit der Zeit waren einige Glieder der Familie von dem alten Handwerke ab- und zu andern Beschäftigungen übergesprungen. Statt den Hobel zu führen, nahmen sie die Zimmeraxt und den Schmiedehammer — einige waren ganz weit hinweggezogen — hatten den Stand des Ackerbauers erwählt und schon in Algier hatten sich zwei oder drei Iblon's niedergelassen. Meister Martin Iblon aber war dem alten Berufe seiner Familie treu

geblieben. Er war Tischler und das hatte ihm Glück gebracht, denn sein Handwerk gedieh, brachte ihm treffliche Einnahme und machte es ihm möglich, viele Aufträge anzunehmen und eine gute Zahl von Gesellen zu halten. Martin hatte ein freundliches Haus in der Vorstadt, es war von einem Garten umgeben, dessen Zaun gegen die Ausläufer des großen Parkes von Saint Germain stieß, er besaß einen Weinberg, der in der Nähe von Piquenard lag. Martin hatte eine wackere Frau, einen tüchtigen Sohn, Pierre genannt, und eine sehr hübsche Tochter, welche auf den Namen Fanchette hörte. Also war Martin ein sehr glücklicher Mann. Diese kleinen Bürger in Frankreich wußten überhaupt gar nicht, wie glücklich sie waren. Sie saßen so dick in der Wolle, wie man zu sagen pflegt, daß sie kaum mit den Köpfen heraus schauten und das machte die Leute wohl übermüthig. Sie wurden großmäulig — dieses Fieber des Maulaufreißens theilte sich endlich der ganzen Nation mit und die Rufe nach einer besondern Einmischung in die Angelegenheiten fremder Länder wurden immer

lauter. Martin war zwar einer der Besonnensten, aber er machte doch auch gern seine Ansicht geltend und besonders war sein Sohn Pierre einer der tollsten Schreier. Im Jahre 1869 hatte Martin recht viel Arbeit und er hätte sich seiner Erfolge wohl freuen können, wenn sie ihm nicht in ganz absonderlicher Weise verbittert worden wären. — Wie das zuging, werden wir unsern Lesern nun mittheilen, denn daran und damit hängt unsere kleine, übrigens sehr einfache Geschichte zusammen.

Es war ein schöner Herbstabend. Die Sonne schien so lachend herab auf die prachtvolle Gegend, welche sich um Paris in weitem Kreise von über 20 Meilen Ausdehnung hinzieht. Die mächtige Waldung von Saint Germain lag da wie mit flüssigem Golde übergossen, über die Baumgipfel hinweg blickten die Dächer des Schlosses. Martin Iblon's Haus hüllte sich schon zum Theil in die Schatten des heraufziehenden Abends. Dieses Haus stand nicht einsam in der Gegend, sondern es hatte einen Nachbar. Das Nachbarhaus war nicht minder stattlich, es blieb von des Tischlers Hause durch

einen Zaun getrennt. Dieser Zaun war in der That bedrohlich anzuschauen, denn einmal bestand er aus ungeheuren dicken und plumpen Balken, die ordentlich furchterweckend dreinschauten, dann hatte er noch zum Ueberflusse oben auf seiner Kante eine große Reihe von starken Eisenspitzen. Klammern von Eisen hielten die Balken zusammen, an einigen Stellen waren Querlatten angebracht, deren Spitzen in den Garten hineinragten und an der Stelle, wo der Zaun niedriger, also leichter zu übersteigen war, sah man einen Graben, hinter demselben befand sich am Zaun die mit weißer Farbe angemalte Inschrift „Entrée defendue“, was so viel heißen will, als wenn man bei uns liest „Verbotener Eingang.“ Der Eigenthümer des Hauses war der Zimmermeister Gerard Poy. Poy war ein sehr wohlhabender und ebenso hochmüthiger Mann, der sich stets besser als andere Leute dünkte. Er war mit vielen Landarbeiten betraut und galt als ein Orakel bei gewissen Leuten des Bürgerstandes. Er fuhr wöchentlich zwei Mal nach Paris und kam dann immer mit einer solchen Menge von

Neuigkeiten zurück, daß er Abends im Restaurant — was wir Kneipe schlechtweg nennen — gar nicht recht wußte, mit welchen Geschichten er zuerst anfangen sollte. Daß aber in Paris allerlei Dinge erzählt — und gemacht werden, die dem friedlichen und einfachen Manne wohl den Kopf verdrehen können, das haben wir Alle nun zur Genüge beobachtet und erfahren. Gerard Poy war sonst ein tüchtiger Handwerker. Er war seit zehn Jahren Wittwer und hatte einen Sohn Michel, der sich durch eine recht hübsche Persönlichkeit, aber auch durch eine ebenso große Aufgeblasenheit auszeichnete.

An dem besagten Abend nun würde ein stiller, recht heimlicher Beobachter Folgendes gesehen haben: Innerhalb des dicken Zaunes, auf dem Grundstücke Poys, schlich, sich dicht an den Zaun entlang drückend, ein junger mit der Blouse bekleideter Mann hin. Er trug etwas in den Händen, das wohl auf den ersten Blick nicht zu erkennen war. Als er bis zu der Stelle gekommen war, wo der Zaun niedriger wurde, warf er den Gegenstand über die Eisenspitzen hinweg, so daß dieser in Iblon's Garten fiel.

Als der Gegenstand den Boden berührte, gab es einen Knall oder Krach und man sah nun, daß es ein großer Blumentopf war, der mit halbflüssigem Theer und Steinen gefüllt worden, denn dieser Inhalt ergoß sich sofort über das Beet, dessen zarte Nutzpflänzchen ganz damit überdeckt, also wahrscheinlich verdorben wurden. Nach solcher Heldenthat lief der junge Michel Poy, denn dieses war der Thäter in der Blouse, davon. Aber in Iblon's Hause war der Krach wohl gehört worden, denn Martin, seine Frau Anne, sein Sohn Pierre und die hübsche Fanchette saßen vor dem Hause nach der Parkseite und genossen ihr Abendbrot. Pierre sprang empor.

„Das ist sicherlich schon wieder eine Gemeinheit der Pois", rief er, einen Knittel ergreifend.

„Um Gotteswillen, Pierre, bleib zurück", riefen die Frauen.

„Nein", schrie Martin wüthend, „nein, laßt ihn, ich will mit. Diese Schufte sollen sehen. —"

Er eilte dem Sohne nach, der bereits an dem Orte des Verbrechens angekommen war.

„Das muß anders werden“, rief Pierre, den Zaun hinankletternd. „Ihr seit Strolche“, schrie er hinüber, „Ihr habt unser Beet verwüstet — Schurken — Buben!“

Auf dieses Geschrei ward es im Nebenhofe lebendig. Poy und sein Sohn, sowie einige Gesellen erschienen.

„Was brüllt der Hobelspahn!“ rief Michel.

„Ihr habt unseren Garten verwüstet“, keuchte Pierre.

„Ja — ja — Ihr seid Briganten“, echote Meister Martin.

„Ihr seid's“, tönte es von drüben her. „Eure Leute werfen den Schmutz in unsern Hof.“

„Euer elendes Gesindel“, schrie Pierre, „verdient nur Schmutz, denn es wirft uns die Zimmermannsschnitzel über den Zaun.“

„Ihr Lügner!“ schrie Michel.

„Ihr Brut!“ schrie Gerard, „habe ich mich nicht verwahren müssen gegen Euch, wie gegen Räuber? he? seht doch an, welchen Zaun ich aufrichten ließ.

Alle Tage hattet Ihr was in meinem Hofe angerichtet — Ihr und Eure Tischlergesellen."

„Schämt Euch, alter Dachhase", rief Pierre. „Wer hat denn heute diesen Unrath über den Zaun geworfen?"

„Habt Ihr dabei gestanden?" lachte Michel recht boshaft.

„Unverschämter Lümmel", rief Pierre.

„Oho, herunter da von unserem Zaun", befahl Michel.

„Ich sitze gut", höhnte Pierre — aber sogleich flog ein Stein zu ihm herüber und schlug prasselnd gegen den Zaun. Dies war das Signal zum Beginn eines Kampfes, denn schon waren aus Martin's Hause auf den Lärmen hin einige Tischlergesellen gekommen. Heißblütig, wie alle Franzosen, fragten sie gar nicht lange, wer von beiden Theilen der Anfänger sei, sondern nahmen Partei für ihren Herrn und schleuderten einige in der Nähe liegende Steine, welche zum Beschweren der Mistbeetfenster dienten, über den Zaun. Das Klirren verschiedener zerschmetterter Fensterscheiben deutete darauf hin,

daß die Geschosse ihre Ziele erreicht hatten und die feindliche Partei erwiderte diese Schüsse recht eifrig, worauf auch in Iblon's Hause einige Fenster zertrümmert wurden. Das Gefecht nahm einen immer lebhafteren Charakter an, als plötzlich, ohne sich um den Steinhagel zu kümmern, die schöne Fanchette an dem Zaune erschien. Sie war auf ein Faß gestiegen und blickte in den Hof des Zimmermanns.

„Michel — Pierre“, rief sie, „was soll das? werdet Ihr den Streit endlich ruhen lassen?“

Die Kanonade stockte und Fanchette hatte Gelegenheit, recht energisch ihren Unmuth über dergleichen Albernheiten auszulassen. Michel war jedoch, um gerecht zu sein, der Erste, welcher sich beruhigte und seine Leute ins Haus zog, während Pierre noch zwei Projectile in den Hof schleudern ließ. Endlich kehrten beide Parteien auf ihre Standpunkte zurück.

Der Leser wird nun wohl sich erklären können, weshalb der Zaun zwischen den beiden Grundstücken so absonderlich fest und weshalb die Nachbarschaft

Poy's dazu angethan war, Meister Iblon das Leben zu verbittern.

„Das darf nicht wieder geschehen", rief Fanchette zornig, „das ist ja ein Räuberanfall von beiden Seiten her."

„Oh", sagte Pierre höhnisch, „es ist eben so. Ich will dem Esel, dem Michel, nicht länger seine Dummheiten nachsehen."

„Hast Recht", sagte Meister Iblon.

„Nein Vater", rief Fanchette, „er hat nicht Recht. Solch' ein Streit unter Nachbaren, unter Leuten und Männern vom Handwerk, darf nicht um sich greifen."

„Es ist genug, daß Ihr Euch zum Gespötte in der Stadt macht", fiel Frau Anne ein. „Wenn einer von Euch über die Straße geht, heißt es, da kommt der Kater oder da kommt die Dogge."

„Gespötte?" rief Martin wüthend, „wer darf spotten, wenn es sich um meine Person handelt? he? ich weiß, sie freuen sich, wenn es Hader setzt. Da ist der Pfarrer Lemoine, der Postmeister Picard, da sind die Herren Romain und Corte von der Stadt=

kommune, endlich der Herr Maire selber, lauter Napoleonisten, lauter kaiserlich Gesinnte, sie sind uns feind, weil wir für die Freiheiten stimmen. Es lebe die Republik!"

Frau Anne fuhr entsetzt auf, als Pierre noch lauter wie sein Vater rief: „Es lebe die Republik!" „Ihr werdet Euch um den Hals schreien", rief sie, „Ihr seit Narren. Der Kaiser Napoleon ist so fest und sicher auf dem Throne, wie nur irgend Einer."

„Wollen es mal sehen", schrie Pierre, auf den Tisch schlagend. „Diese Kaiserliche Partei eben hetzt alles unter einander. Der Herr Poy gehört auch dazu, daher seine Wuth gegen uns, daher die Nergeleien. Er weiß, daß der Vater und ich großen Anhang unter den Arbeitern besitzen und daß wir ein Wort mitreden können, er weiß, daß wir Freunde der Freiheit sind, nur über unsere Leichen geht der Weg und nur unter den Trümmern unserer Häuser werden wir uns begraben lassen, mit feuriger Lohe soll man uns versengen, wenn wir einen Schritt zurück weichen, sobald die Glocken zum Kampfe rufen."

Pierre hatte diese Worte, welche er in irgend einem Arbeiterklub gehört, wie ein ächter Bramarbas deklamirt.

„Großmaul und kein Ende“, rief Anne, die Gläser und Teller zusammenpackend. „Du wirst uns noch unglücklich machen“, meinte Fanchette. „Wir sind die würdigen Nachkommen von 93“, radotirte Pierre; „nieder mit den Napoleons“, betonte Martin — und so ging die ganze Familie in Zorn und Hader auseinander.

Diese gereizte Stimmung zog sich wohl acht Tage lang hin, freilich nur in geringerem Maaße. Die Eheleute und die Geschwister sehnten sich so leidlich mit einander aus, aber ganz wie sonst war es noch nicht. Das Gefecht mit dem Hause Poy hatte sich nicht mehr erneuert, und zwar schien es, als habe Fanchettens Dazwischenkunft einen sehr lebhaften Antheil an dieser Beilegung der Feindseligkeiten gehabt, denn es war augenscheinlich, daß Michel sich bemühte, der hübschen Tischlerstochter seine Versöhnlichkeit zu zeigen. Als Fanchette den Salat im Garten las, erblickte sie am unheimlichen Zaune den Kopf Michel's, der sehr artig

grüßte, was Fanchette erwiederte. Als sie Abends nach dem Gewürzkrämer ging, erschien Michel an der Straßenecke und bot ihr einen freundlichen guten Abend, ließ sich in ein Gespräch mit ihr ein und geleitete sie bis an den Laden, worauf er seufzend Abschied nahm und noch lange nach Fanchette blickte.

„Haben Sie diese beiden Kinder der Capuleti und Montecchi gesehen?“ sagte der Vorsteher des Hauses der Detinirten zu Poissy, Herr Monte, der so eben mit Herrn Picard zum Restaurant ging. „Es wird am Ende noch ein Paar daraus.“

„Das wäre sehr gut“, meinte Picard, „wir hätten dann vielleicht eine gute Zahl Stimmen mehr, wenn es zur Wahl kommt und die kaiserliche Regierung würde das gut aufnehmen.“

Als Fanchette am andern Morgen erwachte und ihr Fenster öffnete, war allerdings wieder Etwas über den Zaun geworfen worden, es lag unter ihrem Fenster. Aber dieses Mal war es kein Stein, kein Scherben, sondern ein Blumenstrauß und Fanchette zweifelte nicht daran, daß er von Michel komme.

Poissy war in großer Bewegung, denn der berühmte Pferde- und Thiermarkt kam heran und sollte dieses Mal ganz außerordentlich großartig gefeiert werden. Schon einige Tage vorher waren Nachrichten von Paris gekommen, nach denen in der Stadt gar seltsame Gerüchte verbreitet wurden. Allerlei dunkle Reden von Kriegsvorbereitungen gingen um. Die Politiker in Poissy hatten gute Zeit, in den Werkstätten regte es sich nicht nur bei der Arbeit, nicht nur mit den Werkzeugen, auch die großen Mäuler hatten genug zu thun und der festliche Tag, den die Leute aus der ganzen Gegend mit Schmaus und Tanz feiern wollten, kam heran unter den Aufregungen der Freude, aber auch unter allerlei fieberhaften und heftigen Auftritten. Die Parteien, welche von Paris aus ihre Losungen erhielten, trennten sich immer mehr und mehr. In Poissy agitirte Herr Dumarc, ein Mitarbeiter für den Pariser „Rappel", gegen die Napoleonisten und diese hatten wieder einen sehr eifrigen Bundesgenossen an Herrn Picard. Alle Tage gab es Versammlungen. Es war das Gerücht verbreitet, der

Kaiser wolle gelegentlich eine Volksabstimmung veranstalten und sich der Zustimmung des ganzen Volkes versichern, dadurch, daß er die Frage stellte: ob die Franzosen mit den Umänderungen der Verfassung zufrieden seien — oder nicht. Ja und Nein sollte kurz geantwortet werden. — Die Freunde des Kaisers sahen das mit Bangen, die Feinde mit Frohlocken. Es war schon ein Zeichen von Furcht, von Schwäche, aber man wollte doch den Versuch wagen. Lustiger und heiterer als je zogen die jungen Leute durch die kleine Stadt. Auf den Marktplätzen waren die Kletterbäume und die Fahnen zu sehen, überall herrschte Leben. Von Paris waren große Massen Neugieriger herbeigekommen, dem Feste beizuwohnen. Elegante Equipagen, mit Leuten aller Art gefüllt, fuhren nach Poissy hinein. Auf dem grünen Rasen lagerte Alles, die Limonadiers, die Verkäufer von Süßholzwasser, die Pastetenbäcker hatten vollauf zu thun. Militair und Civil umarmte sich schon nach einigen Gläsern und an drei oder vier Orten drehte sich die tanzlustige Welt. Der frivole und doch eigenthümlichen, verderblichen Reiz besitzende

Cancan ward von einigen aus Paris herbeigekommenen Tänzern, Leute, welche für ihre Anlockungen bezahlt wurden, hie und da ausgeführt, was dann verschiedene Landbewohner staunend begafften. Fanchette und ihr Bruder, sowie die Eltern waren inmitten dieser heiteren Menge nicht die am wenigsten Lustigen. Martin Iblon der Tischler hatte seinen Festtagsstaat angelegt, und an solchen Tagen, in solchem Aufputze ist der französische Bürger von stolzem Selbstbewußtsein erfüllt. Iblon ward an verschiedenen Stellen sehr freundlich gegrüßt, oft mit Zuruf und Zutrinken von den Handwerkern geehrt, an andern Stellen freilich war das nicht so der Fall. Hier blieb man sitzen, wenn er oder andere Meister seiner politischen Gesinnung vorbeischritten — man behielt die Hüte auf, räkelte sich auf den Stühlen und murrte wohl. Dagegen riefen diese Leute wohl ein Hoch! Hoch! wenn der Zimmermeister Poy vorbeikam. Es war mit einem Worte eine Demonstration in ganz scharfer Weise und die feindlichen Nachbaren hatten auch in die lustige Tanz- und Festwelt ihren Streit getragen. Fanchette und ihre

Freundinnen hatten sich zur großen Tanzwiese begeben. Eine solche Wiese, auch Octogone genannt, ist in den nicht fern von Paris gelegenen Ortschaften nicht so einfach wie in unserm Vaterlande. Es sind da nicht nur Guirlanden, welche sich von Baum zu Baum winden, nicht nur Bretter oder gestampfter Lehm bilden den Fußboden, auf dem sich die Paare drehen — es ist viel luxuriöser. Man sieht schön gearbeitete Pfeiler, auf denen die Lampen in Glocken brennen — es sind reiche Schnüre um den mit parquettirten Brettern belegten Tanzplatz gezogen und ein sehr ausgesuchtes Orchester spielt die Tänze; auch tanzt nicht nur die kleine Bürgerwelt — ohne die geputzten Pariser Flaneurs, deutsch Bummler, geht es nicht ab, und je glänzender das Alles ist, um so weniger gemüthlich ist es scheinbar auch dort. Aber die Leute sind eben daran gewöhnt und bringen viel Lustigkeit mit. Das war denn auch an jenem Tage in Poissy der Fall, und so tanzte bald Alles recht harmlos und lustig auf dem Octogone umher.

Fanchette bildete einen der Glanzpunkte des Festes. Sie sah wirklich wunderhübsch aus — und

die Einfachheit ihrer Kleidung, die gleichwohl die Tochter des reichen Bürgers erkennen ließ, stach sehr vortheilhaft ab gegen die übermäßig auffälligen Toiletten der aus Paris gekommenen Damen, die mit den hohen Stöckelschuhen, den ungeheuren Lockenaufsätzen und den wunderlichen Hüten, Dinge, die wir kennen und leider lange genug nachgemacht haben — wenig zu einem ländlichen Feste paßten. Dabei waren auch viele junge Männer aus Paris in den tollsten Trachten. Sie hüpften und renkten sich, sie tanzten nicht. Unter den Arbeitern und Handwerkern entstand schon Murren, denn die Elegants machten sich sehr breit. Fanchette hatte bereits einige Tänze hinter sich, als jetzt Michel Poy, in sehr gewählter Kleidung steckend, an sie herantrat und sich noch einen Tanz ausbat. Fanchette sagte zu und Michel tanzte einen „deutschen Walzer“, wie es in dem Tanzprogramm hieß, mit ihr. Als die Beiden nun am Platze wieder angelangt waren, war es Michel, der Fanchette's Hand nicht los ließ:

„Mademoiselle Fanchette“, sagte er, „ich hätte schon längst ein Wort mit Ihnen reden wollen.“

„Reden Sie, mein Herr“, sagte die Tischlerstochter, „ich höre zu.“

„Ist es nicht thöricht“, begann Michel, „daß unsere Familien sich befehden? Wir sollten vereint und als Nachbaren leben, wie es guten und anständigen Leuten zukommt.“

„Sie haben sehr Recht, mein Herr.“

Michel seufzte — er blickte Fanchette verstohlen an.

„Oh“, sagte er, „ich kann Ihnen nicht aussprechen, wie nahe mir dieser Zwist geht. Ich werde dadurch von Ihnen getrennt — von Ihnen, die ich — —“

Michel wollte noch weiter sprechen, aber jetzt erschien, wie ein Dämon für den Sohn des Zimmermanns, der Sohn des Tischlers, Pierre — der Bruder Fanchettes. Pierre trat mit zürnendem Blick zwischen Michel und seine Schwester.

„Fanchette“, sagte er, großartig wie ein echter Pariser, „Du bist das Kind eines Iblon — weiche von dem Poy.“

„Du bist ein Narr“, fuhr Fanchette zornig auf, „Herr Michel ist mit aller Ehrerbietung mir entgegengekommen und ist viel feiner als Du.“

Michel war roth wie ein Puter vor Zorn geworden, er hatte schon die Faust geballt, um Pierre Eins zu versetzen — aber Fanchette's Parteinahme für ihn drängte die Wuth zurück. Er neigte sich dankend vor dem hübschen Mädchen.

„Pierre Iblon", sagte er, „Du bist ein dreister Mensch. Das sei Alles, was ich Dir sage."

Fanchette war in der That Michel nicht allzusehr geneigt, sie war nur geschmeichelt dadurch, daß der hübsche Zimmermannssohn, der für sehr reich und stolz, für einen Feind ihrer Familie bekannt war, sie so ersichtlich auszeichnete. Die Freundinnen hatten schon allerlei Scherzreden darüber fallen lassen und gescholten:

„Fanchette und Michel — ah, es giebt bald ein Versöhnungsfest bei den Iblon's."

„Mehr noch", sagte Perinette.

„Wir werden den Kranz bereit halten", lachte Lisette. Die Tochter des Tischlers hatte die Achseln gezuckt, aber nunmehr glaubte sie wirklich an Michel's ernstliche Neigung. — Fanchette war ein gutes Mädchen, sie hegte keine innige Neigung für Michel,

den obenein die Feindschaft der beiden Familien von ihr fern hielt — sie wollte ihm aber nicht wehe thun; um so mehr verletzte sie Pierres rohes Dazwischentreten. Pierre fühlte das recht wohl, aber er wollte Michel weh thun. Fanchette stand aber wie gebannt, denn Pierre führte einen jungen, bildhübschen Mann an der Hand, den er Fanchetten vorstellte:

„Es ist der Herr Antoine oder Anton Hoffmann, ein Deutscher aus der Stadt Bingen am Rhein“, sagte er.

Herr Anton Hoffmann machte der schönen Fanchette seine Verbeugung. Es war ein schlankgewachsener, kraftvoller, junger Mann, dessen interessantes und zugleich frisches Antlitz von Intelligenz und Entschlossenheit zeugte. Er trug einfache aber gutsitzende Kleidung, die jedoch auf den ersten Blick den Arbeiter verrieth.

„Mademoiselle“, sagte er in geläufigem Französisch, „ich bitte als Deutscher um die Ehre, einen deutschen Walzer mit Ihnen tanzen zu dürfen.“

Fanchette's Unmuth war bei dem Anblick des hübschen jungen Mannes gewichen, sie wendete Michel den Rücken und knixte dem Deutschen mit den Worten: „Sehr gern, mein Herr", recht anmuthig zu. Anton umschlang das hübsche Mädchen und der Walzer begann. Der Deutsche erkannte sehr wohl, daß in einem solchen Tanze seine Art der der Franzosen überlegen war. Die schlanke, kräftige Gestalt bedurfte keiner Hopsereien und seltsamen Sprünge, um sich auszuzeichnen. Anton führte seine Tänzerin mit großem Geschicke im besten Tacte, so daß die Menge das Paar recht aufmerksam verfolgte. „Ein Deutscher! ein Deutscher!" ging es flüsternd durch die Reihen, und der stattliche Rheinländer war bald der Löwe des Octogons. Fanchette war stolz. Sie beobachtete Anton mit wohlwollendem Blicke.

„Und Sie sind schon lange hier in Frankreich?" fragte sie.

„Seit einem halben Jahre", sagte Antoine, „aber ich bin zum zweiten Male hier — ich war früher schon ein Jahr in Paris."

„Man hört's“, lachte Fanchette, „Sie sprechen trefflich französisch. Sie sind — sind wohl Künstler?“ fragte sie weiter.

„Allerdings, mein Fräulein“, sagte Anton. „Obwohl es Leute geben mag, die meine Beschäftigung keine künstlerische nennen — ich bin nämlich was Ihr Vater — Ihr Bruder ist — ich bin Tischler.“

„Fanchette blickte betroffen auf. „Ah“, machte sie, „das ist schön. Sie haben Recht, ein guter Tischler ist ein Künstler.“

„Gewiß“, sagte Anton, „und bei uns ist der Handwerker dem Künstler gleich, wenn er sein Handwerk zur Kunst machen kann.“

„Es ist wohl recht kalt bei Ihnen?“ fragte Fanchette.

„O nein“, lächelte Anton. „Sie werden doch vom Rheinlande genug gehört haben — wo der schöne Wein wächst.“

„Ja ja — das Rheinland — das ist es ja — ja wohl, es ist das Land, das den Franzosen eigentlich gehört und das wir auch noch haben müssen.“

Anton lächelte. „Sie werden sich wohl noch einige Zeit gedulden müssen“, sagte er, „wir behalten es gern noch ein Weilchen.“

„Nein, nein“, eiferte Fanchette, „das wird Ihnen bald ein Mal abgenommen. Die Nation will es haben.“

„Ich darf mit der schönen Demoiselle Iblon nicht streiten“, entgegnete Anton, „denn ich schätze das Glück zu hoch, die längst gesuchte Bekanntschaft gemacht zu haben.“

Fanchette senkte den Blick ein wenig. „Längst gesucht?“ fragte sie, „also Sie sahen mich schon früher?“

„Gewiß“, fiel Anton schnell ein, „Sie waren in Nanterre zum Napoleonstag — —“

„St“, machte Fanchette, „daß es der Vater nicht hört. Er ist ein Feind des Kaisers — ja — ich war da, wir wollten den Oheim besuchen.“

„Ich war im Garten am Rondpoint, als Sie dort tanzten, ich sah Sie lange — lange, Demoiselle Fanchette, und ich war glücklich, Sie zu sehen.“

Anton's Worte klangen so wahr, so aufrichtig, es lag so recht der Ausdruck inniger Freude darin, die er bei Fanchette's Wiedersehen empfunden, daß die kleine Französin ihm die Hand reichte. „Ich danke", sagte sie ein wenig kokett bei aller Gutmüthigkeit im Blicke — und nun begann eine recht lebhafte Unterhaltung, die nur Pierre endlich störte.

„Mein Herr Deutscher", sagte er, „Sie tanzen ja gar nicht? Fanchette, Du bist doch sonst so gern auf dem Octogone."

„Oh, Herr Hoffmann hat mich sehr angenehm unterhalten. Er erzählte viel von seiner schönen Heimath — von dem breiten Strome des Rheins — den alten Burgen, den prächtigen Gärten dort und von dem freundlichen Hause, welches seine Eltern besitzen — es liegt dicht am Strome — nicht wahr?"

„Ja, mein Fräulein, es ist sehr schön bei uns."

„Ja, ich glaube es", sagte Pierre, wie immer großmäulig; „wenn man nur nicht so weit reisen müßte, um dahin zu kommen."

„Ach es ist nicht so sehr weit bis dahin von hier aus. Sie haben ja auch am Rheine französisches Besitzthum, Straßburg.“

„Ja, das wohl, aber — —“

Einige andere junge Leute waren hinzugetreten.

„Ja, man muß doch weit reisen, um in's Rheinland zu kommen, wo Ihre Stadt liegt“, sagte Einer von ihnen, der Bronceur Jacques Pateau; „man muß ja durch ganz Bayern — und Bayern ist bekanntlich eine vollständige Wüste.“

Anton sah den trefflichen Geographen groß an, der, um nach Bingen zu reisen, von Paris aus durch die Wüste Bayern reisen mußte, aber die geographischen Kenntnisse der Franzosen waren ihm als mangelhaft genug bekannt.

„Sie können kürzeren Weg bis dahin haben“, sagte er.

„Wir kommen wohl ein Mal dahin und bleiben dann längere Zeit“, rief Jerome Blanchard, ein Schneider, indem er den Hut sehr verwogen setzte.

Alle andern lohnten den Witz durch heftiges Gelächter. Anton biß die Lippen — aber er schwieg.

Er war in der That glücklich, Fanchetten nahe zu sein — er hatte das schöne Mädchen öfter gesehen, das Herz des jungen Tischlers war nicht frei geblieben — er hatte geforscht, war nach Poissy gekommen und hatte zu seiner großen Freude erfahren, daß Fanchette zwar die Tochter eines reichen Handwerkers — aber doch immer die Tochter eines Handwerkers sei; — dieses schöne Mädchen war also nicht unerreichbar für ihn, der doch nicht weniger war seinem Stande nach.

„Und wo lernten Sie denn meinen Bruder kennen?“ fragte Fanchette.

Ehe aber Anton noch antworten konnte, sagte Pierre: „Im Klubb der Handwerker der Taitbout-Straße.“

Da mittlerweile der Tanz beendet war, empfahl sich Fanchette und hüpfte am Arme einiger Freundinnen weiter zu ihrer Mutter, die mit den älteren Damen am langen Tische vor dem Restaurant des Octogones saß. Pierre, Anton, Jacques und Jerome nebst anderen jungen Leuten gingen in das Wirthshaus. Hier hatte sich eine große Zahl von Gästen

eingefunden. Die Unterhaltung war sehr lebhaft, fast wild, wie denn das bei Franzosen Alles leicht den Anschein eines Streites gewinnt, so heftig gestikulirte man. Die jungen Leute nahmen Platz an einem Tische. Die Alten saßen schon längere Zeit im Gespräch da und die Kellner oder Garçons liefen hin und her mit den Weinflaschen. Verschiedene elegante Pariser drängten sich durch die Menge, und wer sie aufmerksam verfolgte, der hätte sehen müssen, wie sie hie und da bei einem Tische stehen blieben, horchten, was gesprochen wurde, dann wieder weiter schritten und zuweilen ihre Beobachtungen austauschten.

„Sie hören, Desbordes", sagte der Eine, „die Stimmungen sind getheilt. Seitdem die Absicht bekannt wurde, ein Plebiscit, eine Volksabstimmung vorzubereiten, öffnen sich die Mäuler und die Herzen."

„Sie haben wohl Recht", entgegnete der Angeredete, „aber der Kaiser will genau Alles wissen. Die Gegend, in welcher die Mehrzahl wider ihn ist,

die wird besonders im Auge behalten, wir wenden alle Mittel an, die Majorität zu erhalten."

„Wir haben das Heft noch in der Hand, hören Sie nur den Spektakel dort."

Beide drängten sich scheinbar gleichgültig dreinschauend durch die Masse.

„Und es ist Alles nicht wahr", rief ein ältlicher Mann, auf den Tisch schlagend, „trotz Herrn Olivier sind wir um keinen Schritt näher an freien Einrichtungen. Es ist eine Finte, weiter nichts."

„Sie werden wohlthun, sich in Acht zu nehmen", sagte Herr Picard.

„Nein, ich rede wie mir's um's Herz ist", fuhr Iblon fort, „die Regierung hat nur ein Manöver gemacht, sie will gar nicht mehr selbst handelnd erscheinen, sie kriecht hinter Diesen oder Jenen, und wenn wir einmal wieder befragt werden sollen, ob wir mit den Dingen zufrieden sind, dann wird man uns die Kehle zuschnüren, wenn wir nicht mit Ja antworten."

„Bravo! bravo!" rief die Menge, „Meister Iblon hat Recht!"

„Es ist so, wie ich sage", fuhr Iblon fort, „man will uns wieder einschläfern, es wird was Großes gebraut."

„Ich traue nun einmal dem Kaiser", fiel jetzt mit wuchtiger Stimme Gerard Poy ein, „was man auch sagen möge, er hat bis heute die Sache am Besten geführt — wir danken ihm Arbeit."

„Ja Ihr" rief Iblon erhitzt aufspringend, „Ihr, das glaube ich wohl, Ihr versteht Euch Arbeit zu schaffen auf allerlei Weise."

„Was soll das heißen?" rief Poy aufstehend. Die beiden feindlichen Meister standen sich gegenüber.

„Oh", fuhr Iblon fort, „Ihr seht Euch immer um, wo die besten Stücke zu holen sind, Ihr wißt wenn da oder dort in einer Kaserne Zimmerarbeit ist, dann holt Ihr sie Euch, ja wohl. Dafür stimmt Ihr mit den Napoleonisten, dafür bekommt Ihr auch Arbeit, die Euch gar nicht gebührt. Ihr habt erst neulich in Saint Cloud eine Holzverkleidung machen müssen, eine Arbeit, die dem Tischler zu-

kommt, dafür sucht Ihr Leute zum Abstimmen für die Bonapartisten zu bewegen."

„Schweigt!" rief Poy wüthend.

„Um Gottes willen", flüsterte Anton, der mit Pierre näher getreten war, „führt Euren Vater hier weg, die Sache wird ernsthaft, es sind überall Spione — Mouchards."

Wirklich machte Pierre Anstrengungen, den Alten fortzuziehen, aber das Wortgefecht war schon entbrannt und immer tobender gestaltete sich Alles. Die jungen und älteren Leute ergriffen Partei, man begann sich zu schimpfen, die Personen rückten einander auf den Leib.

„Hinaus mit den Rothen", riefen die Einen, „werft die Tyrannen hinaus! es lebe Rochefort!" riefen die Andern."

„Eilen wir hinweg", flüsterte Desbordes, „es wird ernsthaft."

„Sehen Sie nur, die Partei des Tischlers ist eine ungeheuer zahlreiche" sagte der Andere.

Sie eilten hinweg, während die Streitenden immer heftiger wurden und mühsam sich trennen

ließen. Zornig und schimpfend zerstreuten sich die Gäste über die Wiese hin.

„Wer ist der alte zornige Mann?“ fragte Desbordes einen Kellner.

„Es ist Meister Pierre Iblon der Tischler, er hat großen Anhang. Alle die Arbeiter hier in der Umgegend stimmen ihm zu.“

Die Herren entfernten sich.

„Man müßte diesen Poltron verhaften lassen“, sagte Herr Mangin.

„Wo denken Sie hin“, rief Desbordes, „er muß gewonnen werden, das ist ein sehr wichtiger Mann.“

Während des Streites war es Abend geworden. Fanchette hatte mit den Freundinnen in der Nähe der Mutter geplaudert, gescherzt und gelacht. Sie war — Fanchette wußte selbst nicht recht, wie das zuging — mitten in dem Scherzen so nachdenklich geworden, sie fühlte sich beklommen — ihre Gedanken waren nicht bei dem Spiele und den Späßen der Freundinnen. Anton Hoffmann wollte ihr nicht aus dem Sinne. Fanchette hatte als echtes Kind

von Frankreich ihren Beranger gelesen, sie hatte wohl einigen Hang zur Schwärmerei und so hielt sie es denn für gut, ein wenig von dem Getümmel des Festes fort und immer weiter zu gehen, wo der schöne große Park von Saint Germain begann. Alles war hier noch belebt. In den Gängen sah man Leute huschen, auf den Bänken gewahrte man plaudernde und lachende Gruppen — Fanchette ging weiter. Sie kam zur Lichtung und da lag vor ihr — ohne daß sie den Weg dahin hatte lenken wollen — die herrliche Terrasse von Saint Germain. Fanchette lehnte sich über die Brüstung. Es war ein prachtvoller Anblick. Zu den Füßen lag, amphitheatralisch aufsteigend, der reizende Ort Saint Germain mit seinen Häusern und prachtvollen Villen. Im weiten Bogen kreiste die Seine um Le Pecq und Montesson — Städtchen, Dörfer, Ebenen und Berge schwammen im goldigen Nebel und in der Ferne dehnte sich die gewaltige Stadt Paris aus. Hoch droben stiegen die edlen Formen des Triumphbogens in die Luft, dort die Spitzen der Thürme, das Häusermeer schien endlos zu sein. Zwischen allen diesen Herrlichkeiten von

Schlössern und Häusern jeder Art Waldung, und Gärten auftauchend wie grüne Inseln, im Abendlichte Tausende froher Menschen, die sich durch alle die vielen großen und kleinen, herrlich bebauten Stätten drängten — es war ein entzückender Anblick. Fanchette sah mit innigem Behagen dieses großartige Bild vor ihren Augen entfaltet. Dem Pariser und den in der Nähe der Hauptstadt Wohnenden ist Paris das Höchste auf Erden. Fanchette blickte gedankenvoll in die Ebene. Plötzlich ward ihr Arm leise berührt — sie wendete sich betroffen um. Anton Hoffmann stand neben ihr."

„Sie hier, Antoine", sagte sie. —

Er athmete freudig auf. Sie hatte ihn bei seinem Vornamen genannt.

„Es zog mich zu dieser schönen Stelle hin", sagte Anton, „sie ist erhaben und schön zugleich — nur wenige Stellen giebt es, welche dieser gleichen. Ich kann das wohl sagen, obgleich ich vom Rheine her bin, also aus einer Gegend, die zu den schönsten dieser Erde gehört."

„Es ist also wirklich so schön bei Ihnen?"

sagte Fanchette, ihren Kopf wendend, wobei ihre Hand die Anton's leicht streifte.

„Sehr, sehr schön, Fanchette", rief der junge Tischler. „Oh, wenn Sie das schöne deutsche Land nur erst einmal gesehen hätten. Ihr Alle hier in Frankreich seid noch gar nicht im Stande, zu begreifen, welch' ein schönes Land mein Vaterland ist. Lernt einmal Deutschland kennen, Ihr werdet wohl ganz anderen Sinnes als Ihr heute seid."

„Herr Antoine", fiel Fanchette schnell ein, „Sie werden doch nicht denken, daß wir Deutschland hassen?"

„Sie nicht, Sie nicht, vielleicht —", sagte Anton. „Aber es giebt leider noch genug unter Ihren Landsleuten, die an nichts weiter als an Krieg denken gegen uns. Den Rhein uns zu nehmen, das ist der Gedanke so vieler Franzosen."

„Es kommt Alles vom Kaiser her, von Napoleon", sagte Fachette leise. „Der Vater hat Recht."

„Oh, ich wollte, es bliebe immer der tiefste Friede", sagte Anton, ihre Hand fassend, die sie ihm nicht entzog, „dann — dann —" er stockte.

Fanchette sagte kein Wort als „dann?“

„Ach, ich hätte dann Aussicht, bald in der Heimath mir einen Heerd gründen zu können. Ein liebes Weib würde ich in mein väterliches Haus führen und am schönen Rhein säßen wir so glücklich und behaglich.“

Fanchette nickte vor sich hin, sie stand dicht an Anton's Schulter gelehnt, sie ging ganz unwillkürlich mit ihm von der Terasse zurück, über welche sich die breiten Schatten des Abends immer tiefer lagerten, während die Sonnenkugel hinter dem Häusermeere von Paris hinabsank.

„Wie herrlich“, sagte Anton, Fanchette sanft an sich ziehend, als er wie zum Abschied sich noch einmal umwandte. „Möge dieser Friede, die Ruhe niemals von der prächtigen Gegend schwinden, möge immer auf ihr das Glück weilen.“

„Es wäre schrecklich“, sagte Fanchette, „wenn jemals hier es anders werden könnte. Wohl hörte ich als Kind in Paris das Feuer der Kanonen, das Knallen der Gewehre, das Sturmläuten, aber es blieb dabei. Diese unsre schöne Gegend ward nicht

berührt von dem Getümmel, und die vielen unruhigen Leute hüten sich doch, die eigene Landschaft zu zerstören."

„Und wenn ein Feind hierher käme?"

„Ach", sagte Fanchette fast stolz lachend, „ein Feind? nach Paris kann niemals ein Feind kommen. Paris ist unbezwinglich, ehe ein Trupp der Feinde hierher käme, oh, hunderttausende würden eher vernichtet. Sehen Sie nur dort, den mächtigen Mont Valerien, gerade jetzt ist er von den Strahlen der Sonne so recht erhellt, und so wie er, giebt es noch andere Festungen rings um Paris, eine schützt die andere, alle sind uneinnehmbar; nein, mein theurer Herr", fuhr sie lachend fort, „wir haben keine Furcht vor Ihren Landsleuten."

„Nun, desto besser", sagte Anton freudig, „und wenn es einmal zum Schlimmsten käme, dann käme ich hierher, Sie zu schützen".

„Es wird nicht so weit kommen", meinte Fanchette, „aber sollte es sein, ich begäbe mich gern in Ihren Schutz."

„Wirklich?“ rief Anton. „Oh, ich wäre glücklich, könnte ich Ihnen einen Dienst erweisen.“

Er hatte Fanchette's Arm in den seinen gelegt. Beide gingen zurück durch den Wald von Saint Germain, dessen Besucher nur noch spärlich vorhanden waren; die Bäume und Büsche standen schon alle in den schwarzen Mantel der heraufsteigenden Nacht gehüllt da, und nur von ferne tönte Musik und Jauchzen. Anton war glücklich, er fühlte, daß Fanchette's Herz ihm geneigt war, er sprach kein Wort mehr, das Mädchen blieb ebenfalls stumm, aber sie erwiederte leise den Druck von Anton's Hand. Sie gingen durch die Allee auf die Porte de Poissy zu, sie bemerkten in ihrem stillen Glücke nicht, wie, zwischen die am Wege stehenden Bäume sich hindurchdrängend, ein Mann ihnen von der Terrasse aus gefolgt war. Er hielt sich in kurzer Entfernung hinter den Beiden und blieb zuweilen stehen, wie um tief Athem zu schöpfen, seine Hände drückte er zitternd auf die Brust, seine brennende Stirn fächelte er zuweilen mit seinem Taschentuche und einzelne Laute des Zornes entfuhren seiner Kehle.

„Verdammt“, murmelte er, als das Paar durch die Pforte von Poissy entschwand. „Ich sah es, ich weiß es, sie liebt diesen Deutschen seit heute. Als sie ihn zum ersten Male erblickte, war sie gewonnen. Ha! weshalb diese Dummheiten, diese Zänkereien zwischen uns? ich hätte längst sie mein nennen können. Oh! Fanchette“, rief er laut, „sie ist für mich verloren, ich war ihr nicht gleichgültig, ehe sie den Deutschen sah. Wie mach' ich es nur, ich könnte, ich wollte den Deutschen erwürgen, der mir das Mädchen stiehlt.“

Michel Poy lehnte sein heißes Haupt an den Stamm einer Buche. „Und nun diese Iblon's, diese stolzen Tischler, ach! wenn man sie doch demüthigen könnte! Wenn die Tischler und ihr Wohlstand niedergedrückt werden könnten, damit sie kleinlaut würden! Es wäre ein gutes Mittel, wie gern träte ich ein als Retter der Leute, dann müßte Fanchette der Preis sein.“ —

Michel ging hastig durch die Pforte von Poissy aus dem Parke. Er näherte sich dem Octogone, er sah, wie die Tänzer und Gäste schaarenweis

hinabstiegen nach Poissy, wie die lange Chaussee sich mit Wagen belebte, die über Mantes und Saint Germain nach Paris fuhren, er hörte die Glocke im Bahnhofe läuten, die Züge begannen nach Paris über Chatou, Nanterre und Asnières abzugehen. Michel's Blicke suchten die feindlichen Iblon's — er fand sie nicht. Hastig eilte er nach Hause und hatte hier einen schmerzlichen Anblick: er sah, wie gerade vor der Gartenthür von Iblon's Hause Anton Hoffmann von Fanchette, deren Eltern und Bruder Abschied nahm. Michel ballte die Faust und ging in sein Gehöfte. — —

Zwei Tage nach diesen Ereignissen stand Meister Martin Iblon in seiner kleinen Werkstätte. Sie lag neben der großen, in welcher seine Gesellen arbeiteten, und Martin nannte sie die Modellkammer. Es war auch so, denn eine genügende Zahl von Modellen standen auf Brettern an den Wänden umher und gute Zeichnungen aller Art zierten die Wände. Martin hatte soeben die Arbeit eingestellt und, wie ein richtiger Franzose, während der Pause

die Zeitung vorgenommen, als Pierre die Thür öffnete.

„Was giebt's?“ fragte Martin, das Blatt bei Seite legend.

„Ein feiner Herr ist draußen, sagte Pierre, „er will Euch sprechen.“

„Laß ihn eintreten; meine Modellkammer ist mein Salon.“

Gleich darauf trat ein elegant gekleideter Herr ein.

„Ich habe das Vergnügen, Meister Iblon, den Tischler, zu sprechen?“

„Ich bin es“, antwortete Martin, einen Stuhl hinschiebend und mit der Leichtigkeit grüßend, die dem Franzosen angeboren ist.

„Mein Herr“, sagte der Fremde, „Sie sind, wie ich höre, ein sehr geschickter Mann.“

Martin neigte sich.

„Ein allgemein geachteter Mann.“

„Das darf ich behaupten.“

„Gut denn. Es ist an gewisser Stelle aufgefallen, daß Sie noch nie zu den Arbeiten des Hofes,

nie zu denen in den kaiserlichen Schlössern herangezogen wurden."

„Ei", sagte Martin kalt, „das ist erklärlich, der Kaiser Napoleon der Dritte vertheilt nur an Solche die Arbeiten für seine Schlösser und für seinen Hof, die ganz gut kaiserlich gesinnt erscheinen. Ich bin das nicht, mein Herr. Ich thue meine Schuldigkeit als Bürger von Frankreich, ich unterwerfe mich der Macht, aber nicht mit meinem Herzen." Der Fremde fuhr auf.

„Sie könnten glauben", rief er, „daß man einem braven Manne deshalb die kaiserliche Arbeit entzöge, weil er — weil er anderer politischer Gesinnung ist als die zum Hofe Gehörigen? — Sie denken sehr klein von Seiner Majestät. Das ist eben das Unglück: man meint, der Kaiser habe irgend welche Abneigung gegen Diesen oder Jenen — gar nicht. Man denkt nicht daran, ich komme, um Ihnen den Gegenbeweis zu bringen. Ich stelle mich Ihnen als den kaiserlichen Intendanten Desbordes vor."

Martin machte eine Verbeugung.

„Ich kann Ihnen sagen", fuhr Desbordes fort, „daß uns Ihre Gesinnung wohl bekannt ist, und dennoch wünscht der Kaiser, eine Arbeit durch Sie ausgeführt zu sehen."

Martin riß die Augen weit auf.

„Wie kommt man auf den einfachen Tischler von Poissy?" fragte er mißtrauisch.

„Sehr leicht erklärlich. Seine Majestät haben in Ville d'Avray bei Herrn von Mesnil im Salon einen Schrank gesehen, der aus Ihrer Werkstatt hervorging, es ist ein kleines Meisterwerk."

Martin blickte auf ein zierliches Modell, das in der Nische stand.

„Ja, ja", sagte er, „dieser Schrank war es. Herr von Mesnil bestellte ihn bei mir, als er in die Kammer gewählt werden wollte; er weiß, daß ich sehr großen Einfluß auf die Arbeiter und kleinen Meister habe, und es war wohl aus dem Grunde, daß er bei mir den Schrank bestellte. Ich habe ihm aber doch nicht meine Stimme gegeben."

Desbordes biß sich leicht die Lippe.

„Es ist ganz überflüssig, davon zu sprechen",

sagte er. „Ich habe den Auftrag, Sie zu engagiren. Wollen Sie eine schöne Arbeit übernehmen?“

„Es handelt sich darum, was für eine Arbeit es ist.“

„Es sollen zwei große, reich verzierte Thüren für den Saal von Saint Cloud gefertigt werden. Sie müssen sich den Ort ansehen, für welchen die Arbeit bestimmt ist.“

„Hm, Arbeit ist Arbeit, gleichviel für wen. Wann kann ich das Nähere erfahren?“

„Morgen, wenn Sie wollen. Melden Sie sich im Schlosse, ich werde zugegen sein. Sie sollen dann Alles hören und auch die Art der Arbeit erfahren. Ich bemerke Ihnen sogleich, daß eine gewisse Concurrenz stattfinden wird. Ein Modell soll eingereicht werden — der Kaiser wird entscheiden.“

„Wenn die Arbeit in mein Fach schlägt, meine Kraft nicht übersteigt, so fürchte ich keine Concurrenz, zumal wenn diese zwischen mir und Meistern hiesiger Gegend stattfindet. Ich kenne meine Collegen, ich achte sie, aber ich fürchte sie nicht.“

„Sie werden Alles hören, vorläufig freut es

mich, daß Sie zusagten. Wir wissen, wie hoch der Arbeiter, der Handwerker zu schätzen ist, und es gereicht dem kaiserlichen Hofe stets zur Freude, wenn er mit den Arbeitern in Verbindung treten kann. Es ist eine lächerliche Behauptung der Herren in Paris, welche Gegner des Kaisers sind, wenn sie aussprechen: Seine Majestät wolle die Leute durch Aufträge und durch Zuwendung von Arbeit für sich gewinnen. Möge Jeder denken und urtheilen wie er will, das Talent zu fördern, die Arbeiter zu beschäftigen, ist unsere Aufgabe."

Er hatte den Ton der Ueberzeugung sehr gut getroffen. Martin, wie alle seine Landsleute leicht erregbar, aber auch leicht schwankend, durch das Wort leicht gewinnbar, nickte schon freundlicher.

„Ich werde mich einfinden", sagte er, als Desbordes sich verabschiedete.

„Es müßte mich Alles trügen", sagte Desbordes, als er des Tischlers Haus verließ, „oder dieser wilde Iblon wird für den Kaiser gewonnen. Er bringt uns eine Menge von Stimmen zu, ja, ja, auf solche Weise macht sich ein Plebiscit, wenn wir

es brauchen.“ Er ging schnell auf sein Cabriolet zu. „Iblon gewonnen, Poy bereits für uns — die Gegend von Poissy ist sicher.“

Meister Martin blieb nachdenklich zurück, dann rief er Pierre.

„Weißt Du“, sagte er, an der Hobelbank lehnend, „daß wir kaiserliche Arbeiter werden sollen?“

Pierre öffnete Augen und Mund sehr weit. „Eh, was?“

„Ja, des Kaisers Intendant war hier. Ich soll in einer Arbeit concurriren, die in Saint Cloud gefertigt werden soll.“

Der junge Republikaner verzog sein Gesicht zu einem Lächeln. Trotz seiner Verehrung für die Göttin der Freiheit und dem großmäuligen Geschrei gegen die „Tyrannen“ schien er den Werth eines solchen Auftrages und die damit verbundene Ehre wohl zu begreifen.

„Welcher Art ist die Arbeit?“ fragte er.

„Morgen werde ich es erfahren.“

„Ja, nehmen wir's an. Zeigen wir den hohen Leuten, daß ein freier Mann auch in der Kunst

etwas leistet", deklamirte er, „freilich", setzte er kleinlauter hinzu, „wir haben jetzt gerade keine besonderen Arbeiter für feine Werke; wenn es eine künstlerische Aufgabe ist, sitzen wir fest."

„Das ist auch meine Sorge", sagte Martin.

„Wer mag der Concurrent sein?" — aber lassen möcht' ich die Arbeit nicht. Nun, wir wollen sehen."

Den ganzen Tag über beschäftigten sich die Feinde Napoleon's mit dem kaiserlichen Auftrage.

Am folgenden Morgen machte Martin Iblon sich wohlgeputzt auf nach Saint Cloud, das er über Bougival, La Celle und Rocquencourt mit seinem Einspänner fahrend, bald erreichte. Im Schlosse angekommen, ward ihm bedeutet, noch ein wenig zu warten. Er ging im Parke umher. Er sah den Spielplatz des kaiserlichen Prinzen, die kleine Eisenbahn, welche diesem Kinde zu seiner Unterhaltung gebaut war. Er sah die Pferde und Wagen, und als er in's Schloß zurück ging, trat ihm an der Allee du Tillet, bei der Basse Cascade eine sehr schlankgewachsene und einfach aber prächtig

gekleidete Dame entgegen. Sie schien im Parke zu lustwandeln und war von einer anderen Dame begleitet. Ihr Gesicht war schön zu nennen, aber es zeigte eine große Abspannung; die Augen waren matt und das feine, röthliche Haar machte die ganze Erscheinung noch kränklicher aussehend. Martin traf dicht vor der Armade mit ihr zusammen. Er ward verwirrt, er hatte auf den ersten Blick die Kaiserin Eugenie erkannt. Trotz seiner antibonapartistischen Gesinnungen verneigte er sich doch, und er schien verlegen.

„Suchen Sie Etwas, mein Herr?" fragte die Kaiserin sehr freundlich.

„Ja — ja — allerdings, ich — ich bin der Tischler aus Poissy, den Herr Desbordes bestellte."

„Ah, das ist schön", sagte sehr besonders wohlwollend die Kaiserin. „Wir sollen von Ihnen eine treffliche Arbeit erhalten — es ist sehr erfreulich. In Ville d'Avray sahen wir schon ein Stück. Gehen Sie nur, mein Herr, dort durch jene Thüre des Parkes kommen Sie schneller hin."

„Oh, es ist der reservirte Park, man darf ihn nicht betreten", sagte Martin.

„Gehen Sie nur, und wenn Sie Jemand fragen sollte, sagen Sie: ich, die Kaiserin, habe Ihnen die Erlaubniß gegeben — die Handwerker sind unsere Freunde. Sie dürfen jede Stätte betreten, welche Eigenthum des Kaisers ist." Sie winkte freundlich mit der Hand und Martin entfernte sich grüßend durch das Thor des reservirten Parkes. Er kam, ganz erfüllt von der Liebenswürdigkeit der Kaiserin, beim Schlosse an, wo ihn ein Huissier über die Treppe des Vestibüle in's Vorzimmer geleitete. Nachdem er hier eine Zeit lang gewartet, wurde er durch den Salon de Mars, die Galerie d'Apollon und den Salon Diane geführt. Alles war so prächtig und gediegen. Die Massen von Nippessachen, die kostbaren Möbel, die Vorhänge und die Spiegel über den reich verzierten Kaminen, herrliche Gemälde und Bücher in den kostbarsten Einbänden, Malereien an den Decken, Uhren von bedeutendem Werthe, Kronleuchter — überall Luxus und gediegene Pracht und die Ruhe, die ungestörteste,

darüber ausgegossen. Von unten herauf wehte ein erquickender Wind durch die geöffneten Fenster, denn trotz der vorgerückten Jahreszeit war die Luft milde. Paris genießt auch den Vorzug eines milden, fast südlichen Klimas. Martin schüttelte den Kopf. Diese wuchtige Pracht war für die Ewigkeit, so dachte er, wie konnte das Alles erschüttert, verweht oder geändert werden. So trat er in den ehemaligen Salon Ludwig's des Sechszehnten. Hier stand ein Billard und an demselben Herr Desbordes.

„Ah“, sagte er freundlich. „Nun kommen Sie, lieber Meister, ich werde Ihnen den Ort zeigen, wo Ihre Arbeit glänzen soll.“ Er ging mit Martin weiter in den Spielsalon. Hier war es eine herrliche Mosaik, welche Martin's Blicke fesselte. Von der Decke hing ein kostbarer Kronleuchter hernieder. „Hier ist es, hier sind die beiden Thüren“, sagte Desbordes, auf die hohen, gegenüberliegenden Thüren deutend. „Diese Thüren sollen im Geschmacke das Salons, genau mit demselben harmonirend, gefertigt werden. Sie werden aus dreierlei Holz zusammengesetzt, und enthalten vier Füllungen. Jede

derselben wird mit fünfmal geschweiften Kehlungen umrahmt, gefälliges Muschelwerk setzt der Bildhauer auf, aber die Kehlungen arbeiten Sie. Die Grundfläche soll mit eingelegter Arbeit, Boule, verziert werden; messen Sie die Höhe und betrachten Sie recht genau den Saal, danach erwarten wir das Modell."

Martin verfärbte sich leicht, ihm ward die Sache bedenklich. Diese kostbare Arbeit überstieg seine Kräfte, er wollte eben antworten, als die Thür sich öffnete und der Huissier mit einem andern Manne eintrat.

„Ah, Ihr Concurrent für die zweite Thür", sagte Herr Desbordes.

Martin wendete sich neugierig um, er wollte fast in die Knie sinken, denn ihm gegenüber stand — als Concurrent sein Nachbar und Feind Gerard Poy, der Zimmermann. Poy grüßte herablassend.

„Die Herren kennen sich", sagte Desbordes, „Sie sind beide aus Poissy."

„Ja", sagten die Feinde.

„Nun", begann Martin, der sich nicht zähmen

konnte, „erlauben Sie mir zu fragen, wie Herr Poy, ein Zimmermann, dazu kommt, mit einem Kunsttischler zu concurriren?“

„Wenn ein Zimmermann das zu leisten im Stande ist, was ein Tischler machen soll und kann, dann darf er auch dreist mit ihm concurriren“, fiel Poy ein. „Und ich getraue mich sehr wohl, die Arbeit zu unternehmen.“

„Wir wollen eben Keinen ausschließen“, sagte Desbordes, „und da zwei Thüren zu fertigen sind, wird man nicht Jeden befriedigen können. Seine Kaiserliche Majestät entscheiden freilich, welches Modell angenommen werden soll. Eine Uebereinstimmung muß selbstverständlich stattfinden.“

„Ich nehme den Auftrag an“, sagte Poy.

Martin Iblon konnte nicht zurück, er zauderte keine Minute länger. Es galt seine Ehre als Tischler dem Zimmermann gegenüber.

„Gut, also ich nehme ebenfalls den Auftrag an“, sagte er.

„Ihr seid ein Gegner der Regierung“, spottete Poy, und nehmt doch Arbeit für sie an?“

Martin fuhr zornig auf. „Wie wenig seid Ihr gut erzogen trotz Eures Vornehmthuns“, sagte er heftig. „Arbeit ist Arbeit, ich verkaufe meine Gesinnungen nicht, ich wurde gewünscht, ich —“

„Ganz recht, mein Braver“, sagte in diesem Augenblicke eine Stimme, die Beiden bekannt schien.

Sie gaben ihren Streit sofort auf und wendeten sich um. Durch die Thüre, welche in den Salon de reception führte, war schon einige Minuten früher ein schwarz gekleideter Herr getreten. Seine Gestalt war gedrungen. Die Beine ein wenig kurz im Verhältniß zu dem Oberkörper. Der Kopf mit ziemlich starken, leicht ergrauten Haaren umgeben. Die bleiche, eine wenig in's Gelbliche spielende Gesichtsfarbe gab dem Manne ein krankhaftes Aussehen, das noch besonders durch die fast ganz von den Wimpern verschleierten Augen erhöht wurde. Eine Hakennase bog sich auf den langen, nach beiden Seiten in Spitzen auslaufenden Bart herab. Das Kinn bedeckte ein oben breiter werdender Spitzbart. Der Herr hatte gemessene, aber nicht ungraziöse Bewegungen. Er trug das Band der

Ehrenlegion im Knopfloche. Martin und Gerard hatten sofort den Kaiser Louis Napoleon erkannt.

„Sire“, sagte Desbordes, „die beiden Meister.“

„Ich hörte es schon“, sagte der Kaiser. „Meine Freunde, ich bedaure, wenn diese Arbeit zu einem Zwiste führen sollte. Es ist ein wahrer Jammer, daß die wichtigsten Leute in Frankreich, die Arbeiter, stets in Feindschaft miteinander leben. Herr Iblon, ich freue mich, Ihnen sagen zu können, daß Ihre, mir sehr wohl bekannte, politische Gesinnung durchaus keinen Einfluß auf meine Werthschätzung für Sie hat. Ich habe die Wahlen Jedem freigegeben, und so wird es auch ferner geschehen. Sie haben ja übrigens einfach zu erklären, ob Sie für Saint Cloud arbeiten wollen.“

Der Kaiser blickte den Tischler scharf an, ohne daß er seine Augenwimpern weit geöffnet hätte.

„Majestät“, sagte Iblon, „ich nehme den Auftrag an, ich hoffe, ein gutes Modell zu liefern.“

„Und ich werde es prüfen; hoffentlich wird Niemand beleidigt sein, wenn das seinige zurückgelegt wird“, sagte der Kaiser. „Messen Sie jetzt.“

Jeder der Concurrenten maß eine Thür. Der Kaiser unterhielt sich leise mit Desbordes. Nachdem beide Meister fertig waren, sagte Desbordes zum Kaiser:

„Sire, die Meister werden den Termin inne halten; es sind sechs Wochen für das Modell bestimmt.“

„Ich genehmige es“, sagte Napoleon. Martin und Gerard hatten ihre Notizen gemacht, Gerard empfahl sich zuerst. Der Kaiser grüßte ihn freundlich. Martin wollte sich entfernen. Der Kaiser rief ihn zurück.

„Mein Freund“, sagte er, „ich wünsche, daß diese Arbeit der Anfang zu einer dauernden Verbindung zwischen uns sei.“

Martin war wieder verwirrt.

„Die Herren Meister und Arbeiter sind gar nicht im Entferntesten davon unterrichtet, wie sehr ich mich mit ihrem Wohle beschäftige, wie sehr ich bedacht bin, im Frieden, im tiefsten Frieden zu leben mit Frankreich und mit allen anderen Völkern, und wie ich in diesem Frieden die Verhältnisse der

Arbeiter zu bessern gedenke. Glauben und urtheilen Sie, wie Sie wollen, aber das müssen Sie doch gestehen: ich habe mehr als jeder Andere für die Arbeiter gethan."

„Es ist richtig, Sire", sagte Martin, „und wir müssen das zugeben, nur —"

„Nun? was stocken Sie?" fragte der Kaiser, dessen Augen auf einmal lebhafter wurden, dessen starre, maskengleiche Züge sich belebten. „Reden Sie offen, ich höre Arbeiter gern reden."

„Nur glauben wir, daß hinter diesen, für uns nützlichen Einrichtungen sich andere Pläne verbergen, die unseren Freiheiten schaden sollen, wenn sie ausgeführt werden", sagte Iblon dreist

„Sehen Sie, Desbordes," sagte der Kaiser mit sanfter Stimme, deren Rührung so trefflich nachgemacht war, daß ein gewitzterer Mann, als es Martin war, dadurch hätte getäuscht werden müssen, „sehen Sie, ich habe Recht! diese Herren in Paris streuen den Samen der Zwietracht aus, sie haben mich mit diesen braven Leuten entzweit. Ich berge freiheitsfeindliche Pläne, gut denn, ich habe ja nun

liberale Aenderungen eintreten lassen, wenn ich nun fragen würde: Seid ihr damit zufrieden? was würdet Ihr sagen?"

„Wir sagten Ja", entgegnete Martin.

Des Kaisers Antlitz durchzuckte ein leichtes Lächeln. „Es freut mich, das von Euch zu hören", rief er, die Hand auf Martin's Schulter legend, „denn Ihr seid ein einflußreicher Mann", fuhr er mit starker Betonung fort. „Ihr seid also gewissermaßen der Ausdruck der Gesinnung einer großen Menge von Leuten, die sich nach Euch richtet. Ich freue mich deshalb Eures Ausspruches. Es wird wohl die Zeit kommen, wo wir noch über diese Dinge sprechen, für jetzt an die Arbeit, möge sie Euch gelingen. Ihr seht: hätte ich selbstsüchtige Absichten gegen Euch, ich hätte Euch gleich die gewinnreiche Arbeit übertragen, so aber lasse ich mit einem Anhänger der Regierung Euch concurriren."

Martin sah das Alles ein, der Kaiser grüßte und ging schnell aus dem Saale.

„Wollen Sie sich, ehe Sie gehen, die Zimmer des Schlosses ansehen?" fragte des Desbordes.

Martin war von Allem, was er gesehen und gehört, noch so erfüllt, daß er blindlings „Ja" sagte, und so führte ihn Desbordes wieder durch eine Reihe von Zimmern in das Schlafcabinet des Kaisers, von da in dessen Arbeitszimmer. Martin sah hier eine Unzahl von Briefen, Papieren aller Art. Bücher und Schriften, Pläne und Zeichnungen lagen umher. Sonst war das Zimmer prächtig ausgestattet und von dem geöffneten Fenster hatte man eine köstliche Aussicht über die schöne Gegend mit all' den vielen prachtvollen Häusern und Gärten nach Paris hin. Deutlich sah man das Gehölz von Boulogne, in welchem ein reges Leben sichtbar war. Den Triumphbogen, die Avenue und die Vorstadt Grenelle, die schönen Straßen von Poissy und seitwärts die Forts von Issy und Vanvres. Martin sah des Kaisers Schreibtisch, er konnte sich nicht enthalten, einen Blick auf die Papiere und Schriften zu werfen, welche auf demselben lagen. Er sah mit Erstaunen und nicht ohne einige Befriedigung dort verschiedene Broschüren liegen. „Die Arbeiterfrage und ihre Lösung", „System zur Hülfe

für die Arbeiter", so betitelten sich zwei derselben und eine Handschrift, eine solche, an welcher der Kaiser so eben noch gearbeitet zu haben schien, trug die Ueberschrift: „Gedanken über die Verbesserung der Werkstätten zu Belleville." War das zufällig oder waren diese Dinge hingelegt, damit Martin sie sehen sollte? Der Tischler war aber ganz nachdenkend, als er auf dem Heimwege durch den Park bei dem Gebäude „die Diogenes-Laterne" genannt, vorüberschritt und in der Stadt seinen Wagen aufsuchte.

Als er zu den Seinen heimkehrte, war sein erstes Wort: „Der Kaiser sucht unsere Bekanntschaft, Pierre. Wir müssen dem Auftrage um unser selbstwillen Ehre machen. Der verdammte Poy ist unser Concurrent."

Martin Iblon und sein Sohn Pierre hatten alle Ursache gehabt, die Concurrenz des feindlichen Nachbars zu fürchten. Das zeigte sich jetzt recht wohl, denn Poy und sein Sohn Michel machten gewaltige Anstrengungen. Die Iblon's gingen mit finsteren Blicken umher. Sie waren ganz vortreff-

liche Arbeiter, allein die Aufgabe überstieg doch ihre Kräfte. Martin machte sich heftige Vorwürfe, den Auftrag nicht abgelehnt zu haben, allein es war zu spät. Er hatte Zeichnungen entworfen — sie gefielen ihm selbst nicht, er hatte die Hölzer gekauft — sie lagen ungenützt da. Pierre erfuhr, daß im Hause Poy's einige berühmte Boule-Arbeiter aus Paris beschäftigt seien, der Zimmermann wollte durchaus den Tischler aus dem Sattel heben. Michel grüßte höhnisch, und eines Tages paßte er Fanchetten auf, die von des Vaters Sorgen und Kummer ganz wehmüthig gestimmt war.

„Wir sind Concurrenten", sagte er, „Concurrenten Ihres Herrn Vaters, Demoiselle. Es wird sich zeigen, daß die Zimmerleute auch Geschick haben."

„Lassen Sie mich mit Ihren Bosheiten, Herr Michel", sagte Fanchette, „ich will nichts davon wissen."

Michel wurde bleich, er trat dicht zu Fanchette.

„Ich liebe Sie", sagte er leidenschaftlich. „Ich

weiß es, Ihr Vater und Ihr Bruder können nicht die Arbeit zu Stande bringen, welche der Kaiser bestellen ließ. Es fehlt ihnen an Kräften. Wenn Sie mir ein wenig freundlich sein, wenn Sie mir Hoffnung geben wollen, dereinst Sie die Meine nennen zu können, so will ich es machen, daß mein Vater die Arbeit aufgiebt. Denken Sie nur, Ihr Vater gewinnt die Arbeit bei dem Hofe für sich — unser Zwist wird beendet."

Fanchette ward unruhig. Sie hatte in den letzten Tagen so viel von dem Werke gehört, das den Ihrigen schlimme Stunden machte; die Arbeiter sprachen allerlei davon, jeder war begierig zu erfahren, ob der Zimmermann den Tischler besiegen würde. Außerdem hatten die Anhänger Iblon's großes Interesse an dem Siege des Meisters, denn es galt zu beweisen, daß die Arbeiter des Klubbs nicht nur mit dem Munde bei der Hand waren. Fanchette wollte die Schlaue spielen, sie wollte den Sohn des Zimmermanns an der Nase herum führen — ihm zum Scheine eine Neigung heucheln; da aber trat plötzlich das Bild Anton's vor ihre Seele,

sie sah seine treuen, deutschen Augen auf sich gerichtet, sie hörte seine Stimme und sie meinte den Druck seiner Hand zu fühlen wie an jenem Abende, wo er mit ihr auf der Terrasse von Saint Germain stand. Schnell wendete sie sich um und ging hinweg.

„Es ist am Ende thöricht“, sagte sie leise vor sich hin; „ich hätte Michel nicht so kurz abweisen sollen — Anton hat nichts mehr von sich hören lassen.“

Michel knirschte vor Wuth. „Wenn er abgewiesen wird mit seiner Arbeit, dann wollen wir sie blamiren“, sagte er zu sich, „sie können die Arbeit nicht liefern. Die besten Arbeiter haben wir, Lebretteur und Sage sind zwei Boulearbeiter und Tischler, wie sie nicht besser in Paris zu haben sind. Ich mache den alten Iblon lächerlich.“ Er schlug heftig gegen den Zaun, so daß der Hund Iblon's bellte.

Abends saßen die Iblon's trauriger noch als sonst im Zimmer. Pierre war von Paris gekommen; er hatte im Klubb der Straße Taitbout eifrig nach

Arbeitern geforscht — nirgends war einer zu finden, und auch in den Meldebureaus fand er nichts. Die Werkstätten waren im Gange. Lebretteur und Sage waren von Poy geworben.

„Es wird einen Scandal geben für uns“, sagte Martin, im Zimmer auf- und niedergehend. „Es ist zum Aufhängen!“

„Wir müssen's versuchen“, rief Pierre.

„Nehmt Alles zusammen“, sagte Fanchette, „die Poys sind giftig gegen uns.“ —

In diesem Augenblicke pochte es am Zaunthore, die Glocke ward gezogen.

„Wahrscheinlich schon eine Mahnung aus Saint Cloud“, sagte Martin. „Oeffne, Fanchette.“

Sie eilte aus dem Hause, den Steg entlang.

„Wer wird's sein? wir dürfen nicht einmal zeigen, daß wir in Noth sind“, meinte Pierre.

Fanchette war zur Zaunthüre getreten. Sie öffnete, das Licht ihrer Lampe fiel auf den Eintretenden. Fanchette stieß einen Freudenruf aus — vor ihr stand Anton Hoffmann.

„Ihr kommt zu ungewohnter Zeit", sagte sie, ihm die Hand reichend.

„Es ist so, aber ich hoffe, doch zu guter", sagte Anton. „Führen Sie mich zum Alten."

Als Anton in's Zimmer trat, empfingen ihn die Iblon's mit großem Jubel. Pierre hatte eine Ahnung.

„Was bringt Euch zu uns um diese Stunde?" fragte er erwartungsvoll.

„Ich denke, Sie werden mich annehmen", sagte Anton, „ich hörte heute im Klubb, daß Sie nach einem Arbeiter emsig forschten, der sich auf Boule- und Kunstarbeit versteht; nehmen Sie mich an."

Martin betrachtete erfreut den Deutschen.

„Sie wollten — oh! — Sie wissen nicht, um was es sich handelt."

Anton legte Ueberrock und Hut ab. Hastig, als wenn keine Minute zu verlieren wäre, brachte Pierre Zeichnungen, Maaße und Anschlag herbei, Anton prüfte Alles. Die Franzosen waren Praktiker genug, sie hatten nur keine Uebung in dieser Art der Arbeit. Der ehrgeizige Martin hatte sich verfahren.

„Es gilt, ein Modell vorzulegen", sagte Anton, „dann die Ausführung im Großen zu vollenden."

„So ist es."

„Wohlan, Meister Martin, wenn Sie mich als Gesellen annehmen wollen, ich bin bereit, die Arbeit zu liefern."

Martin und Pierre ergriffen Anton's Hände.

„Ihr helft uns wahrlich aus großer Noth", sagte der Alte, „und der Lohn muß groß sein."

„Ich mache keine Bedingung", sagte Anton, auf Fanchette blickend, die dem Vorgange mit großer Freude lauschte, „ich will nur hier im Hause recht ungestört arbeiten."

„Es wird Euch die Modellkammer eingeräumt."

„Aber", sagte Pierre, „habt Ihr auch Alles wohl überlegt? Lebretteur und Sage sind im Dienste Poys, bedenkt —"

„Ich fürchte sie nicht."

„Boule ist eine Arbeit, in welcher die Franzosen, unsere Leute, sehr berühmt sind."

„Pierre", sagte Anton, seine Hand fassend, „Ihr wißt, ich lasse Euch Franzosen alle Gerechtigkeit

widerfahren, aber denkt doch nicht immer allzu groß von Euch und allzu klein von uns Deutschen. Es arbeiten in Euren Werkstätten so viel brave Deutsche, so viel gute Arbeit wird Euch von ihnen geliefert, warum wollt Ihr unsern Verdienst verkleinern? ich fürchte die beiden Arbeiter Poy's nicht."

Vater und Sohn schwiegen, sie brauchten den Deutschen und hatten ihn ganz gern. — Schon am nächsten Tage begann Anton die Arbeit. Es war erstaunlich, wie schnell ihm Alles von der Hand ging. Die Iblon's halfen treulich mit dazu und hatten bald eingesehen, daß Anton ein Meister sei.

Nebenan im Hause des Zimmermanns herrschte große Unruhe. Daß der Deutsche angekommen sei, wahr kein Geheimniß mehr, und wenn auch Sage und Lebretteur lachten, als es hieß, er sei ein Concurrent, so hatte der neidische Michel doch in Paris erfahren, daß Anton ein ausgezeichneter Arbeiter sei. Michel war in doppelter Wuth. Einmal hatte der Nebenbuhler um Fanchetten's Gunst jetzt seinen Fuß in das Haus der Iblon's gesetzt, dann trug sich Michel mit dem Gedanken herum, Anton könne am

Ende doch wohl die Arbeit glücklich ausführen. — Michel umkreiste, wie ein Wolf den Schafstall, so das Haus Iblon's. Er kroch in der Nachtzeit bis an den Zaun, da wo er gegen den Park mündete; er kletterte an einem der Bäume empor, um in das Gehöft der Iblon's blicken zu können. Er erschaute Licht in der Modellkammer. Wer ihn so belauscht hätte, würde ihn für einen Räuber gehalten haben, so wild blickte Michel in die Luft hinein, denn er sah durch das Fenster Anton arbeiten; kein Zweifel mehr: er fertigte das Modell. Michel rutschte wüthend den Baum hinab, wobei er fast gefallen wäre. Seine Augen verdrehten sich, jeder Tag wurde ihm zur Plage.

Anton dagegen war wahrhaft glücklich; wenn die Arbeit vorüber, dann durfte er mit den Iblon's speisen, plaudern und Fanchette saß an seiner Seite. Am Sonntage machten sie einen Spaziergang in den Park, nach den Tanneries und an die Seine. Die beiden jungen Leute wußten, daß sie sich liebten, recht heiß und innig liebten, und an dem Tage, in der Stunde, wo Anton das letzte Holz in sein

kunstvolles Modell fügte, sagte ihm Fanchette, daß sie sein auf immer gehören, daß sie ihm an den schönen deutschen Rheinstrom folgen wolle als seine Gattin. Anton war selig und er hatte größere Freude über dieses Wort, als über sein treffliches Modell, das nun fertig und vollendet schön war. Die Iblon's waren lustig und guter Dinge. Der Tag der Entscheidung nahte heran. Am Morgen wurde das Modell wohl verhüllt auf den Wagen geladen. Zu derselben Zeit ward im Nebenhause auch das Machwerk der Franzosen aus Poy's Werkstatt aufgeladen. Poy bestieg seinen Wagen, Iblon den seinigen und beide Feinde rollten aus Poissy, sich bei der Abfahrt wüthende Blicke zuschießend. Iblon fuhr über Marly, sein Feind Poy über Bougival. Sie wollten sich nicht begegnen.

Erwartungsvoll standen die Angehörigen Iblon's mit Anton am Hause, die Poy's mit Michel und den französischen Arbeitern vor dem Hause des Zimmermanns. In Poissy hatte sich die Kunde von dem Termine der Entscheidung verbreitet; viele Tischler aus der Gegend waren gekommen. Es

galt einen wichtigen Tag zu feiern; auch die Zimmerleute hatten sich eingefunden, und der Gastwirth machte gute Geschäfte. In banger Erwartung stand Fanchette zwischen Pierre und Anton — Mutter Anne lief besorgt hin und her. Um die Mittagsstunde kam ein Wagen durch die Gasse — es war Iblon.

„Ho! ho! ho!" rief er von Weitem schon, den Hut schwenkend. „Gesiegt! gesiegt!"

Die Armee Poy's lief herbei, die Tischler eilten aus dem Wirthshause, die Stadt war tumultuarisch erregt. Wüthend ballten Lebretteur und Sage die Fäuste, als Poy langsam heranfuhr. Der Kaiser hatte das Modell Iblon's genehmigt.

„Er will die Tischler für sich gewinnen!" schrien nun die Zimmerleute.

Die Tischler zogen vor Iblon's Haus und riefen: Vivat! Poy und die Seinigen machten ihm eine Art von Katzenmusik und schrieen: Ein Deutscher hat ihm geholfen!" — Martin aber und die Seinigen lachten und die Tischler waren so außer sich vor Freude, daß einige unter ihnen sogar den Kaiser

Napoleon leben ließen, was Herr Picard sehr aufmerksam beobachtete. Die Stimmung war dem Kaiser in diesem Momente in Poissy und Umgegend sehr günstig — „denn“, sagten Alle, „er hat gewußt, daß Poy sein Anhänger — daß Iblon dagegen ein äußerst Liberaler und Gegner der Kaiserlichen war und er hat doch dem Tischler den Preis zuerkannt.“ Wenn heute in Poissy eine Wahl stattgefunden hätte, so würde sicherlich für die Regierung gestimmt worden sein.

Am folgenden Tage erschien Desbordes bei Iblon und bestellte nach geliefertem Modell die Thüren. Es war eine kostbare Arbeit.

Anton Hoffmann, der hülfeleistende Engel der Iblon's, war hocherfreut. Da die Arbeit des Deutschen Geschicklichkeit erforderte, war es Anton leicht, bei Iblon bleiben zu können. Er miethete in Poissy ein Stübchen, er arbeitete in der Werkstätte des Tischlers, er gehörte zur Familie. Fanchette war überglücklich. Der Mann, den sie liebte, hatte ihrem Vater den wichtigsten Dienst geleistet und blieb ihm zur Seite. Welch' herrliche, glückliche Zeit! Anton

führte das hübsche Mädchen spazieren, wie schon in den Tagen seines ersten Aufenthaltes. Pierre rühmte den Deutschen überall. Dieses Glück der Iblon's machte die Poy's, vor allen Dingen aber Michel, fast toll, denn nicht nur sah er täglich mehr und mehr das Ende der Geschichte kommen: Fanchette als Vorlobte Anton's. Er und sein Vater sahen auch mit neidischen Blicken, wie aus der Werkstätte der Iblon's die schönsten Arbeiten hervorgingen und trotz der liberalen Gesinnung des Tischlers die Kaiserlichen viel bei ihm bestellten. Anton's Geschicklichkeit, der Geschmack Iblon's und die Rührigkeit der Tischler förderten diese Werke. Die Prachtthüren näherten sich ihrem Ende. Da war denn eines Tages in Poissy allgemein bekannt, daß Iblon seine Einwilligung zur Verlobung Anton's mit der hübschen Fanchette gegeben, daß man ein Fest im Hause des Tischlers gefeiert habe. Es war so: Anton Hoffmann war der Bräutigam der schönen Französin. Jetzt zeigte sich das junge Paar öfter als sonst. Sie gingen mit den Alten, mit Pierre und anderen Freunden in die schönen Ebenen von

Saint Germain hinab, man fuhr auf der Seine bei le Pecq — die Glücklichen wurden beneidet. Anton lernte Fanchette immer mehr schätzen. Sie freute sich, einst Deutschland zu sehen, und wenn die Andern auf dem Heimwege vorausgingen, dann kamen die Verlobten langsam hinterdrein; Arm in Arm gingen sie durch die vom Herbsthauche röthlich gefärbten Wälder. An dem schönen Abende, der nach solchem Gange anbrach, machte man den Heimweg über le Mesnil. Die Gegend war einsam, nur das Jauchzen der im Walde und in der Flur Versammelten und Rückkehrenden tönte. Dazwischen die Töne der Musik, das Rufen der Seineschiffer und das Knallen der Büchsen in den dort vielfach befindlichen Schießständen. Martin, Pierre, Mutter Anne und noch vier bis fünf Freunde gingen den breiten Weg hinauf. Anton und Fanchette folgten.

„Es wird in Paris Ernst", so fuhr einer der Männer fort. „Glaubt mir, die Regierung spielt hohes Spiel. Es soll ein Plebiscit, von dem schon die Rede ist, in's Werk gesetzt werden."

„Ah, sie werden es doch nicht darauf ankommen lassen?“ sagte Martin.

„Napoleon ist vorsichtig — wir wissen es.“

„Eben darum; es ist viel gearbeitet worden. Die Leute sind mit allerlei Künsten geködert.“ Martin stieß Pierre an.

„Und hier“, fuhr der Freund fort, „hier rechnet man auch auf Stimmen für die Regierung. Namentlich denken sie in Versailles, wo ich es hörte, daß Ihr, Martin, für die Kaiserlichen stimmen werdet.“

„Ich? — Der das sagte, der träumte wohl?“

„Nun, Ihr habt doch Arbeit vom Kaiser erhalten.“

„Ah, das hat der Poy wieder herumgeschwatzt. Sie werden sich wundern, ich stimme, wie ich will, wenn es so weit kommt. —“

„Ha! was war das?“

Ein Schrei, den Fanchette ausstieß, folgte unmittelbar einem Schusse, der gar nicht weit von dem Wege abgefeuert sein konnte. Die Gesellschaft

lief zurück. Mitten im Wege stand Anton, die zitternde Fanchette im Arme haltend.

„Was ist geschehen? was war das?“ riefen Alle.

„Oh, nichts, nichts“, sagte Anton, „das wäre beinahe ein Unglück.“

„Oh — dort, — dort“, rief Fanchette, zitternd nach einem Baume deutend.

Jetzt erst lenkten sich die Blicke Aller nach dem Baume. Man gewahrte, daß die Rinde zerschmettert und eine Büchsenkugel in den Stamm gedrungen war. Nach der Höhe zu urtheilen, war die Kugel dicht bei Anton's Kopf vorüber gefahren.

„Das ist eine unverantwortliche Thorheit“, rief Pierre, „drei Zoll mehr links, und Du warst eine Leiche.“

„Wir müssen Beschwerde führen“, riefen die Männer. „Untersuchen lassen.“

„Oh, nicht doch“, sagte Anton, „es ist eine Unvorsichtigkeit, die Kugel kam von dem Scheibenstand dort herüber — ein unglücklicher Zufall.“ Die

Iblon's beruhigten sich nur schwer. Endlich ging man weiter.

„Du meinst, Anton", fragte Fanchette, „es war eine Unvorsichtigkeit?"

„Gewiß, meine liebe Fanchette."

„Oh, wie gut, wie treuherzig Du bist!" fuhr sie auf. Man war oben an jener Stelle des Parkes angekommen, die les Loges genannt wird.

„Da, siehst Du?" flüsterte Fanchette, „er huscht dahin." Sie wies, stehen bleibend, mit der Hand auf eine Gestalt, die hastig durch den Wald lief. „Es ist Michel Poy", sagte sie, „Er, nur Er hat den Schuß auf Dich abgefeuert."

Anton schreckte empor. „Du glaubst?"

„Ich wendete mich um, als der Schuß fiel und die Kugel zischte. Ich sah einen Kopf, der ins Gebüsch tauchte. Es war Michel — hüte Dich vor ihm, er ist ein Elender."

Der Ueberfall war bald vergessen. Unter Arbeit schwanden die Tage hin. Die schönen Thüren waren nach Saint Cloud abgeliefert worden und das Geld war in Martin's Tasche gewandert. Der Winter

nahte. Anton, der schon Mitglied der Iblon's war, dachte mit Fanchette an die zukünftige Einrichtung. Nach Wunsch des alten Iblon sollte das junge Paar zunächst in Poissy Wohnsitz nehmen. Anton war damit einverstanden. Deutsche Arbeiter waren gesucht in Paris und er sah einem guten Verdienste entgegen. Unterdessen bereiteten sich in Frankreich ernste Dinge vor. Zum Erstaunen Aller hatte Napoleon, der einst die leisesten Regungen von Freiheit mit furchtbarem Drucke niederhielt, dem Drängen nachgegeben und eine volksthümliche Regierung eingesetzt; das war ein Leben, eine Bewegung in allen Städten. In Poissy arbeiteten die Anhänger aller Parteien, die Redner hielten feurige Ansprachen, die einflußreichen Leute wurden aufgesucht. Wo das hinaus wollte, wußte noch Niemand, bis endlich eines Abends Pierre und Anton von Paris zurückkamen und Pierre, mit einem hochrothen Gesichte, verkündete: „Es ist heraus. Napoleon wird eine Volksabstimmung vorlegen. Die Angriffe, die Verschwörungen, welche im Werke sein sollen, haben ihm das Leben sauer gemacht, er will wissen, ob

man ihm noch zugethan ist, und wir Alle sollen gefragt werden: ob wir ihn haben wollen mit seinen neuen Einrichtungen, ob nicht — es wird ein Plebiscit vorgelegt.“ Martin schlug auf den Tisch, daß die Gläser klirrten.

„Ich dacht' es im vorigen Jahre, als dieser Desbordes kam, die Arbeit zu verdingen. Sie waren so freundlich in Saint Cloud. Sie wollen uns fangen. Was sagt denn Rochefort?“

„Dieser Volksfreund warnt.“

„Oh“, fiel jetzt Anton ein, „laßt Euch nicht von den tollen Leuten bestricken — Rochefort ist ein schlimmer Mann, ein böser Wurm in der Frucht.“

„Wie? was?“ rief Pierre, „Rochefort ist ein Freund der Arbeiter, ein Genie, ein —“

„Ruhig, Pierre“, sagte Anton, aber Pierre war im Zuge. Arbeit, Geld, Alles war vergessen, die Politik bekann ihr Spiel und fast hätte man sich heute mit Pierre überworfen. Von nun an gehörten die Iblon's nur dem öffentlichen Leben an, sie blieben Tage lang in den Versammlungen, Anton die Führung der Arbeiten überlassend. Dort ward

gehetzt, gesprochen, gewählt. — Eines Abends jedoch erschien Desportes bei Iblon.

„Meister“, sagte er, „ich hoffe, daß Ihr morgen bei der Wahl so stimmen werdet, wie Euer Nutzen es erheischt.“ Er drückte Martin die Hand.

„Soll's da hinaus?“ rief Martin. „Dafür also war die Arbeit? oho, ich stimme wie ich will. Ich lieferte Arbeit — Ihr zahltet sie, abgemacht.“

Desbordes eilte zornig hinweg. Er meldete dem Kaiser die Unerschütterlichkeit der Arbeiter. Napoleon lächelte, er wußte wohl warum. Drei Tage später war der Erfolg des Plebiscits bekannt. Sieben und eine halbe Million Franzosen hatten dem Kaiser ihre Stimmen gegeben. Die Iblon's waren verdutzt. Als sie Abends ihren Garten durchschritten, hörten sie hinter dem Zaune jubeln und Michel sagte mit lauter Stimme:

„Die undankbaren Leute werden einen Schreck gekriegt haben, des Kaisers Regiment ist sicherer als je. Die Rache für schlechten Dank wird nicht ausbleiben.“

„Es kann auch anders kommen!“ rief Pierre.

Iblon ward von Desbortes nicht mehr gegrüßt, die Ereignisse gestalteten sich nun täglich seltsamer. Man vernahm allerlei Reden von Rüstungen und Anton erhielt besorgliche Briefe aus der Heimath. In Paris fanden täglich Versammlungen statt und die tollsten Dinge wurden ausgesprengt. Anton hielt Alles für eine der gewöhnlichen Erregungen, die in Frankreich so schnell entstehen. Er arbeitete für die Iblon's — denn er arbeitete für Fanchette. Zuweilen ging er wohl in das Weinhaus von Poissy. Eine Zeit lang war noch Alles gut, aber als Anton an einem der letzten Tage des Juni an den Tisch trat und seinen Schoppen forderte, schob der Wirth ihm den Wein so unfreundlich hin, daß der junge Tischler heftig auffuhr.

„Eh, Meister Leblanc", rief er, „was soll das heißen? wo bleibt Eure sonstige Höflichkeit?"

„Was, Höflichkeit", sagte Leblanc, „wir werden bald ein anderes Wort mit den Deutschen reden."

„Ist's so gemeint?" rief Anton. „Ihr wollt also Krieg?"

„Ja, ja“, schrieen einige Stimmen.

„Nun“, sagte Anton, „so will ich auch Euren Wein nicht trinken.“

Er schob die Flasche zurück.

„Das ist Beleidigung, werft ihn hinaus!“ riefen die Andern.

Anton trat vor. „Kommt mir nicht zu nahe“, rief er, „ich werde Euch lehren, wie man sich beträgt.“

Jetzt aber erschien Michel.

„Was giebt es denn?“ fragte er.

„Antoine hat den französischen Wein geschmäht und uns dazu.“

Michel's Gesicht glänzte vor Freude.

„Oh, das ist der Dank dieser Herren Deutschen dafür, daß sie hier gut bezahlt werden — der Iblon ist Schuld daran — hat den Herrn in Arbeit genommen, ihn zum Eidam erkoren. Wir dürfen es gar nicht dulden, daß die Fremden hier sich einnisten, und der Iblon hat den dort geholt, um meinem Alten die Arbeit wegzufischen.“

„Haltet den Mund!“, rief Anton, „mit Euch könnte ich ein Wort reden.“

„Redet doch“, rief Michel, „ihr deutschen Hungerleider!“

„Es käme darauf an, ob ich möchte“, sagte Anton. „Ihr wißt vielleicht die Büchse ebenso schlecht zu führen als die Axt, und mit Stümpern streite ich nicht.“

Michel erbleichte und zitterte, faßte sich aber schnell.

„Werft ihn hinaus!“ rief er, sich auf Anton stürzend. Dieser aber hatte den Angriff erwartet. Er gab dem Franzosen einen Stoß gegen den Leib, daß er hintenüber flog, die Andern, welche Anton packen wollten, schlug er zurück und war dann mit einem Satze zur Thür hinaus. In der Gasse hatten sich jedoch allerlei Leute zusammengefunden und es ging über Anton her, der sich kaum schützen konnte. Kinder, Weiber, Hunde verfolgten ihn, nur mühsam konnte er sich in Iblon's Haus retten. Er war ganz verblüfft über den Angriff. Waren das dieselben Leute in Poissy, die ihn noch vor kurzer Zeit

geehrt hatten? die ihn mit freundlichem Gruß überall als braven Mann rühmten? —

„Was ist geschehen?" rief Fanchette.

Anton berichtete.

„Hm, hm", sagte Martin, „es wird ernsthaft; die Unsrigen sind wüthend gegen die Deutschen, denn die Deutschen wollen Krieg. Es ist heute von Paris ein Ultimatum abgegangen. Der König von Preußen will einen hohenzollernschen Prinzen auf den Thron von Spanien setzen."

„Wir dürfen's nicht dulden!" schrie Pierre, der eben jetzt zur Thüre hineintrat.

„Es wird wohl eine Lüge sein, die man Euch aufbürdete", rief Anton zornig.

„Oh, bei uns lügt man nicht!" schrie Pierre ebenfalls wüthend, „Eure Deutschen sind übermüthig. Sadowa hat sie toll gemacht, sie wollen uns Gesetze vorschreiben, aber schon ist Frankreich da — wir werden Euch zeigen, was es sagen will: Rache für Sadowa!"

„Pierre!" rief Anton unwillkürlich lachend, „seid Ihr in Frankreich denn alle toll geworden? ein

Paar lumpige Zeitungsschreiber stellen eine Stadt wie Paris auf den Kopf?"

„Keine Schmähungen, Antoine, meine Freundschaft hat Grenzen."

In diesem Augenblicke stürmte ein Haufe durch die Gasse, ihm voran zwei Jungen mit Zeitungen.

„Krieg! Krieg!" schrieen sie, „es ist entschieden — die Kammern haben gesprochen — Grammont, Ollivier sind dafür — Thiers hat warnen wollen — er ist ausgelacht worden — Krieg gegen Preußen, Deutschland!"

Das waren die Neuigkeiten. Angstvoll trat Fanchette zwischen die Männer, sie faßte Anton's Hand, der stumm und traurig vor sich niedersah. Fanchette fühlte das Unheil näher kommen.

„Es ist schlimm für uns", sagte Anton leise. „Ich bin Deutscher — Du Französin."

„Ja, ja, es ist schlimm", sagte Martin, „aber mein Vaterland ist mir theuer, Anton."

„Ihr werdet sehen, es geht nicht glücklich ab", sagte Anton. „Ich hörte schon genug in diesen Ta-

gen; Frankreich beschwört einen ungerechten Krieg herauf."

Martin wendete sich ab, er ging hinaus.

„Ich bleibe Dein", sagte Fanchette, was sie auch thun mögen."

Anton ging an die Arbeit. Martin und Pierre eilten auf die Gasse. Hier war ein großes Drängen. Eine Menge zog die Straße hinab.

„Wohin?" rief man.

„Nach Saint Cloud, dort ist der Kaiser! die Deutschen müssen herunter!"

„Gehen wir mit", sagte Martin, und sie gingen mit den Wilden, die unter allerlei Schreien an das Schloß von Saint Cloud kamen. Hier wimmelte es von Menschen aller Art. Napoleon war Tags zuvor von Paris gekommen, um den Officieren ein Fest zu geben. Der Krieg war entschieden. Iblon und sein Sohn drängten sich durch die Menge. Sie sahen viele Gegner des Kaisers, die sich eingefunden hatten — überall wüthende Reden, Drohungen gegen die Feinde Frankreichs. Drinnen waren die prächtig

uniformirten Officiere an der kaiserlichen Tafel, man trank auf den Untergang der Deutschen. Plötzlich fiel die Militärmusik ein, sie spielte die wilde und entflammende Weise der „Marseillaise“ und Napoleon stand auf, um für diese Ueberraschung und Freude zu danken.

„Er läßt sich dieses Lied der Freiheit gefallen“, rief Martin. „Dann bin ich für ihn, für seinen Plan. Es lebe Napoleon, es lebe die Marseillaise!“

Hunderte riefen dem beliebten Meister es nach, und unter neuem Geschrei kehrte die Menge nach Poissy zurück.

Anton stand mit Fanchette auf der kleinen Terrasse des Hauses. Sie flüsterten und dachten ihrer glücklichen Tage, und wie es jetzt ernst und drohend heraufzog.

„Ich fürchte, ich muß Dich verlassen“, sagte Anton.

„Du?“ rief das Mädchen erschreckt.

„Oh, mein Vater wird Dich schützen.“

„Er wird es nicht können, und wenn er es vermöchte, ich könnte nicht bleiben. Mein Vaterland

ruft seine Söhne zu den Waffen, ich muß hinweg, ich kann als Feind wider Eure Soldaten stehen."

Fanchette lehnte ihren Kopf an seine Brust, sie merkte nicht, daß Martin und Pierre auf die Terrasse traten. Martin zog die Tochter zu sich.

„Fanchette", sagte er, es wird wohl ein schweres Opfer kosten, aber ich — ich" — er stockte.

„Sie wollen mich nicht länger hier dulden", sagte Anton, „sprechen Sie es aus."

„Es wird sich thun lassen", sagte Martin, „wenn Ihr Franzose bleiben — werden wollt, es wird Euch dann Fanchette's Hand nicht entgehen."

Anton erzitterte. „Ihr könnt mir eine solche Schmach anrathen, Meister?" rief er. „Ihr, der für sein Land spricht, Ihr könnt dem Deutschen zumuthen, im Lande des Feindes zu bleiben?"

Martin schien darauf gewartet zu haben.

„Wir halten Euch nicht, geht, Freund Anton", sagte er.

„Es ist kein Bund mit Deutschen möglich", rief Pierre.

„Vater“, rief Anne, die Mutter, „der brave Junge soll fort?“

„Bin ich nicht die Seine?“ bat Fanchette, „Ihr wollt Anton von mir reißen?“

„Er kann ja bleiben“, sagte Martin, „wenn er Dich so sehr liebt, bleibe er doch.“

„Fanchette“, rief Anton, „ich leg' es in Deine Hand; kannst Du den Mann achten, lieben, der bleibt, wenn sein Vaterland bedroht, die Hände aller der Landeskinder zu Hülfe nimmt, die fechten können? Wenn Du Ja sagst, so habe ich mich in Dir getäuscht, wie ich mich in diesen Allen täuschte — sprich, sprich.“

Fanchette fühlte, wie ihr Herz sich krampfhaft zusammenzog, Thränen erstickten fast ihre Stimme, sie reichte Anton die Hand und sagte schluchzend:

„Nein, mein Antoine, Du hast Recht, Dein Vaterland bedarf der Hülfe seiner Söhne. Es wird ein schwerer Kampf werden.“

„Ich danke Dir“, rief Anton, ihre Hand küssend.

„Und der Dank von Euch? Habt Ihr des braven

Jungen Hülfe vergessen, Ihr Leute? Du, Pierre? Du, Mann?" rief Mutter Anne wüthend.

„'s ist wahr", sagte Martin, den Deutschen nicht anschauend, „aber unser Vaterland steht uns auch hoch, die Deutschen sind Feinde."

„Warum? weshalb?" rief Anton, „hat Euer Kaiser nicht Frieden gelobt? warum sperrt Ihr Euch nicht gegen diesen Krieg? warum stürzt Ihr Euch leichtsinnig in das Getümmel des Kampfes, der verhängnißvoll für Euch werden kann, ohne Noth, ohne Grund? Ihr hättet auftreten und sagen sollen: wir wollen keinen Krieg mit Leuten, die unsre Brüder sein müssen; wir protestiren dagegen — dann war Eure Nation eine wahrhaft große."

„Sie wird es noch mehr sein, wenn wir nach Preußen rücken", rief Pierre.

„Laßt das", fiel Martin ein, „wir haben eine Schuld des Dankes dem Antoine abzutragen — von der Heirath kann keine Rede sein. Fanchette wird wohl wissen, was sie thun muß. Vorläufig mag Antoine hier bleiben."

Die Frauen athmeten auf.

„Ich bleibe, bis Alles in Wahrheit entschieden", sagte Anton, „noch hoffe ich auf glückliche Wendung.

Aber als ob diese Hoffnung sogleich mit einem Schlage zertrümmert worden, erhob sich plötzlich draußen ein Geschrei. Einige heulten die Marseillaise, andere riefen: „Iblon heraus! Pierre! Pierre!" Die Iblon's stürzten in das Vorderhaus. Von hier aus sahen sie, wie die ganze Straße vollgepfropft von Menschen war, die mit Knitteln, Stangen und Fahnen bewaffnet und versehen waren. An ihrer Spitze agirte der wüthende Michel Poy und seine Stimme übertönte das Geschrei. Obwohl Iblon ein Freund des Volkes war, ärgerte ihn doch die Führerschaft Michel's, er war aber nicht furchtsam, sondern trat auf das Thor des Gitters zu.

„Hurrah, Martin!" schrie die Menge.

„Was wollt Ihr?" fragte Martin.

„Ihr habt einen Deutschen bei Euch, begann Michel, „er soll sogar Euer Schwiegersohn werden. Diese Deutschen aber sind nun unsere Todfeinde; Frankreich hat den Krieg erklärt, Deutschland muß herunter in den Koth, wohin die Feinde der Nation

gehören, Ihr müßt den Deutschen entlassen, Ihr seid dem Lande, dem freisinnigen Napoleon es schuldig. Nieder mit dem Deutschen."

„Nieder! nieder!" schrie die Bande.

Iblon wurde störrisch. „Und wenn ich ihn nicht herausstoßen will", rief er.

„Verrath! Verrath!" heulte Michel. „Er beherbergt Spione! heraus mit dem Deutschen!"

Ein Hagel von Steinen sauste gegen das Haus, die Fenster klirrten. Iblon stieß einen Schrei des Zornes aus. Da erschien Anton.

„Hier bin ich", rief er, „wollt Ihr mich morden?"

Die Menge wich ein wenig zurück, aber Michel rief:

„Nieder mit ihm!"

Iblon trat vor Anton. „Ich kann Dich nicht halten", sagte er leise. „Bürger von Poissy!" rief er aus, „dieser Deutsche wird mein Haus verlassen, aber man darf ihn nicht anrühren, er gehört mir."

„Werft ihn hinaus!" schrie Michel, der sich wie ein Toller geberdete, aber Martin machte eine so

drohende Bewegung, daß der Neidische sich begnügte, in die Menge hineinzureden.

Unterdessen waren Martin, Pierre und Anton mit den Frauen ins Haus zurückgekehrt. Hier fand nun eine schmerzliche Scene statt.

„Vater", rief Fanchette, „Ihr wollt ihn wirklich von uns lassen? Ihr wollt den Mann hinausstoßen, dem Ihr Dank schuldig seid?"

„Ich habe Anton gern gehabt", brummte Martin, „ah, was, ich habe ihn auch gut bezahlt."

Anton zuckte schmerzerfüllt auf.

„Meister", rief er, „meine gute Hülfe dankt Ihr mir so? meint Ihr, ich wäre geblieben, weil Ihr mich bezahlt habt? ich blieb um Dieser willen, ich blieb, weil ich Eurer Tochter Mann werden sollte, ich liebe Fanchette, darum blieb ich, und Ihr stoßt heute den Mann von Euch, der Euer Kind glücklich machen sollte und wollte; es ist die böse Art Eures Volkes, Ihr vergeßt schnell, so schnell wie Ihr liebt — haßt Ihr."

„Oh, sprich nicht weiter, Anton", rief Fanchette weinend, „Du weißt, nicht Alle sind so bei uns;

hier meine Hand, ich bleibe Dein, wie es auch dereinst kommen möge. Ich bleibe Dein, und wenn wir uns nicht wiedersehen, dann wird kein Andrer mein Herz und meine Hand gewinnen."

„Fanchette", sagte Anton mit bebender Stimme, „ich gelobe Dir dasselbe, aber — wir sehen uns wieder."

„Schwerlich", sagte Pierre, „Du ziehest in die Heimath, um gegen Frankreich zu fechten, es wird Euer Ende da drüben in Deutschland sein; Ihr seid heut' schon die Verlornen und nach Eurer Vernichtung kann von Heirath zwischen einem Deutschen und meiner Schwester die Rede nicht sein. Poissy und dieses Haus siehst Du heute zum letzten Male."

„Pierre", rief Anton, „es fügt sich oft wunderlich, wer weiß, ob wir uns hier nicht wiederfinden."

Pierre lächelte.

„Und nun schnell", sagte Anton entschlossen, „ich nehme nur wenig Habe mit mir; mein Geld, mein Bündel genügen."

Hastig begann er aus der Werkstatt, die er in den letzten Wochen bewohnte, seine geringen Hab=

seligkeiten zusammen zu packen. Fanchette half ihm mit zitternden Händen. Pierre und Martin standen im Zimmer, sie rauchten nur ihre kurzen Pfeifen, sie sprachen kein Wort. Anne saß im Winkel und weinte, draußen auf der Gasse wogte die tolle Menge noch immer, sie wollten sehen, was es geben würde. Anton trat reisefertig ins Zimmer. Sein Ranzen hing von der Schulter herab, einen Stock trug er in der Hand, er war Fanchetten nie hübscher und treuherziger vorgekommen, und jetzt in dem Augenblicke, als sie sich schluchzend an seine Brust warf, fühlte sie erst die ganze Größe des Verlustes, der ihr bevorstand.

„Muth! Muth!“ flüsterte Anton, sie an sein Herz drückend, dann ging er zur Mutter, sie umarmte ihn. Martin reichte ihm stumm und abgewendet die Hand.

„Leb' wohl, Du liebes Haus“, rief Anton schmerzlich, „hier hoffte ich das Glück des Lebens zu finden, der Haß der Nation treibt den kleinen Mann hinweg von der glücklichen Erde Frankreichs, wie er die glückliche Erde Deutschlands mit Blut

zu tränken droht. Lebt wohl, Meister, Ihr müßt gehorchen."

Pierre trat hinzu, er war mit einem schweren Knittel bewaffnet.

„Was soll's?" fragte Anton.

„Ich geleite Dich bis an die Brücke von le Pecq", sagte er, „ich schütze Dich. Wenn Du sagst, wir seien undankbar, so sollst Du nicht sagen, wir wären feig."

„Ich nehme es an", sagte Anton.

Er schloß Fanchette noch einmal in seine Arme, dann riß er sich los. Das Mädchen sank mit lautem Schrei in die Arme der Mutter.

„Jetzt fort", mahnte Anton.

Er zog Pierre hinweg und ging eilig mit ihm durch den Garten. Draußen vor dem Thore des Gitters umringte ihn die Menge. Michel war vorne dran. Er begann zu schimpfen und der elende Schwarm schimpfte nach.

„Deutscher Lümmel! nieder mit dem Schurken! sie müssen alle todtgeschlagen werden! Schurke! Gauner!"

Anton zuckte die Achsel. Er hatte seinen Stock gefaßt, bereit, den ersten Angreifer zu Boden zu schlagen. Pierre ging neben ihm, auch er war bereit, Anton zu vertheidigen. Zischend, pfeifend, höhnend und schimpfend folgte die Menge, aber Niemand wagte den Angriff. So kamen die Beiden mit dem wilden Geleite bis an die Brücke, hier nahm Anton von Pierre Abschied. Er war kurz.

„Leb' wohl!“ sagte der Franzose.

„Leb' wohl!“ sagte der Deutsche. „Wenn wir uns wiedersehen, wird es anders hier sein — so hoffe ich.“

„Ich nicht“, sagte Pierre. „Aber es ist schade, daß Du ein Deutscher bist.“

Anton lächelte halb mitleidig, dann schritt er über die Brücke. Die Menge folgte nicht, nur Michel begnügte sich, einen Stein nach Anton zu werfen, ohne ihn zu treffen.

Als Anton das Zimmer verlassen hatte, fuhr Fanchette aus ihrer Betäubung auf.

„Wo ist er? — fort!“ schrie sie. „Oh, ihr seid Feiglinge.“

„Was zum Henker sollten wir thun“, sagte Martin.

„Ihr, die Freisinnigen? die mit dem Worte so schnell bei der Hand waren? Ihr hättet dem Kaiser, dem ihr stets entgegen waret, dieses Mal verbieten sollen, einen schändlichen Krieg mit Deutschland zu beginnen“, rief das Mädchen. Dann eilte sie auf die Terrasse, sie sah Anton und Pierre im Walde verschwinden — sie sank nieder. „Schütze ihn Gott!“ flehte sie leise.

Sie blieb lange so am Gitter der Terrasse knieen, bis die heimkehrende Menge sie aufschreckte. Man rief „Vivat!“ und „Hurrah!“ als hätte man eine deutsche Armee in die Flucht geschlagen. Die elende Beschimpfung eines Einzelnen schien eine große That. Fanchette eilte hoch erregt durch den Garten, sie öffnete das Gitter und stand — wie Anton gestanden — inmitten des Trupps. Pierre war schon zurückgekehrt. Michel weidete sich an ihrem Schmerze, er hoffte Anton für immer entfernt.

„Es ist gut, daß dieser Bursche fort ist“, rief

er. „O, die Hochzeit mit Deutschen führt nicht zum Glück.“

„Schweigt“, rief Pierre.

„Ich will nicht“, entgegnete Michel.

„Ihr seid ein Elender“, fiel Fanchette ein. „Der, den Ihr beschimpft, verjagt, der ist mehr werth, als Ihr Alle und Ihr, Michel.“

Die Menge nahm eine drohende Haltung an, aber sie wich scheu zurück, als Fanchette mit starker Stimme rief: „Ihr, Michel, seid ein Mörder — ja — Ihr — Ihr waret es, der jene Kugel auf Antoine abfeuerte — Ihr wolltet ihn morden. Ihr seid zu feig, um zu kämpfen, aus dem Hinterhalt wollt Ihr tödten.“

Die Gesellen und sonstigen Leute murrten heftig. Sie blickten starr auf Michel, der bei dieser schrecklichen Anklage zurücktaumelte. Er hatte aber schnell genug seine Fassung gewonnen. Frech und roh, mit der Miene eines Gecken, trat er vor.

„Ja“, rief er, „ich war es, daß Ihr es wißt: Schon damals hatte ich den Haß gegen den Deutschen. Ah, mir sagte es eine Stimme, daß diese Deutschen

unsere bittersten Feinde seien, und ich hätte mir gar kein Gewissen daraus gemacht, den hochmüthigen Burschen über den Haufen zu schießen."

„Ihr hört es", rief Fanchette, „er rühmt sich, ein Meuchelmörder zu sein. Michel, die Vergeltung wird kommen, sie wird kommen über Euch Alle — Ihr werdet es sehen. Ihr Alle habt schlecht, nichtswürdig gehandelt. Eure Reden von Großmuth, von Freiheit sind nur Heucheleien, ich sag's euch, und wo ich Dich sehe, Michel Poy, wende ich Dir den Rücken."

Sie eilte ins Haus. Martin hatte sich eingeschlossen, Mutter Anne ging schweigend in die Küche. Pierre wollte Fanchette's Hand fassen, aber sie stieß ihn von sich.

„Geh", sagte sie, „Du bist ein elender Poltron, ein undankbarer Bursche, den Besten hast Du von Dir gelassen."

Gegen Abend kam Anton Hoffmann nach Paris.

Der Spektakel war ungeheuer. Die Nachrichten von den Ereignissen hatten sich gehäuft. Die Regierungsmitglieder, die Zeitungen und die einzelnen Schreier hetzten furchtbar. Alle Leidenschaften wurden erregt.

Das pöbelhafte Betragen, welches Benedetti sich in Ems gegen den König Wilhelm von Preußen hatte zu Schulden kommen lassen, fand beredte Vertheidiger. Die Unterjochung Deutschlands! der eroberte Rhein! der Einzug in Berlin! das waren die Träume, in welche man sich wiegte. Anton sah, als er durch die Avenue de la grande armée am Triumphbogen schritt, große Menschenmassen gegen die Boulevards ziehen. Diese wilden Leute hatten Fahnen, Knittel und sonstige Dinge in den Händen. Auf den Cocordeplatze vereinigten sie sich mit andern großen Haufen und unter sinnverwirrendem Geheul strömte Alles die Boulevards entlang: „à Berlin! à Berlin!“ schrien hunderttausend Stimmen. „Nieder mit Bismarck!“ brüllte ein anderer toller Haufe. „Tod den Preußen!“ tönte als Antwort. Ueberall kriegerische Gesänge, wüthende Gruppen, Soldaten und Bürger Arm in Arm, taumelnd von zu starkem Genusse des Weins, und ohne jeden Sinn für den Zuruf der Offiziere oder den schwachvertretenen Polizeisoldaten. Anton sah wohl ein, daß seines Bleibens nicht länger sein könne. Er eilte noch

ein Mal in sein altes Quartier, in der Straße des vieux Augustins. Er hatte hier bei einem Schuhmacher gewohnt. Der sonst so freundliche Mann war sehr verändert. Er zuckte die Achseln bei Anton's Mittheilungen und entgegnete statt aller Antwort mit der sehr dummen Bemerkung: „Warum sind Sie ein Deutscher?" Indessen hatte er Anton doch recht lieb gewonnen, und wenn seine sogenannte „patriotische Begeisterung" ihn auch ein wenig verrückt gemacht hatte, so behielt er doch eine kleine Portion gesunden Menschenverstand übrig, der ihn dazu brachte, Anton recht inständig zu bitten, sich aus Paris zu entfernen. Er theilte ihm mit, daß heute noch ein Nachtzug aus Paris abgehe, daß viele Deutsche, welche schon bedroht und außer Brod seien, mit diesem Zuge die Stadt und bald das Land verließen, und das Anton mit ihm, dem Schuhmacher, gehen solle; er werde ihn schützen. Nach einiger Zeit gingen denn Beide auch durch die fast überfüllten Straßen. Ueberall wurden Depeschen und Extrablätter verkauft — Preußen hatte die Herausforderung angenommen. Die tollen Pariser

jubelten, einige betrunkene Zuaven hielten Reden, man sang die Marseillaise und tanzte.

Als Anton und sein ehemaliger Wirth im Straßburger Bahnhofe ankamen, fand der junge Tischler viele Landsleute, sie hatten ihre wenigen Habseligkeiten bei sich, sie drückten Anton stumm die Hand. Paris war ihnen nicht unwerth gewesen, sie hatten ihre besten Kräfte den französischen Arbeitgebern geliehen, nun stieß man sie hinaus, oder machte ihnen das Leben gleich Anfangs, noch ehe ein Schuß gefallen, so schwer, daß sie Alle gern wichen. Anton nahm von dem Schuhmacher Abschied. Als der Zug den Bahnhof verließ, ertönte Pfeifen, Hohnlachen, Schimpfen, und Steine flogen in die Coupees der Deutschen. Anton seufzte, er gedachte Fanchette's und des geträumten Glückes, das er zurückließ. Er blieb stumm bei allen kindischen Angriffen, die auf den einzelnen Stationen gegen die Deutschen gerichtet wurden; seine Gedanken waren selbst da noch bei dem lieben Mädchen, als er glücklich deutschen Boden erreicht hatte.

Die Ereignisse aber gingen ihren gewaltigen unaufhaltsamen Gang. Mit Sturmeseile erhob sich das ganze deutsche Volk. Preußens König an der Spitze, erkämpfte es Sieg auf Sieg und schmetterte in furchtbaren Schlachten den starken Feind zu Boden. Jede Woche trafen Siegesnachrichten in Paris und in dessen Umgegend ein, um hinterher durch Hiobsposten widerrufen zu werden. Immer trüber und angstvoller ward die Stimmung, und eines Tages verbreitete sich in Paris die Nachricht: bei Sedan sei das Heer Frankreichs vernichtet und umzingelt, Kaiser Napoleon gefangen. Mit der Bestätigung dieser Kunde ging die Umwälzung Hand in Hand. Paris glich einem feuerspeienden Berge, der vor der Eruption schon seine glühenden Lavaströme entsendet. Ueberall Furcht und Zittern neben beispielloser Wuth. Paris war schon früher für alle Fälle mit den nothwendigsten Dingen versehen worden, welche einer belagerten Stadt von Wichtigkeit sind. Aber Niemand glaubte noch ernstlich an die Möglichkeit. In den bewegten Zeiten, bei den schlimmen Nachrichten hatte Fanchette stets an

ihren fernen Verlobten gedacht. Sie hatte oft genug von Anton gehört, wie in Preußen Jeder Soldat sei, wenn es zum Kampfe gehe, und wie Anton oft gesagt hatte, daß er sogleich in die Reihen eines Regiments treten müsse, wenn der Aufruf, sich zu stellen, erginge. Fanchette war also keinen Augenblick darüber in Zweifel, daß ihr Verlobter in der deutschen Armee gegen Frankreich kämpfte und es war fast eben so gewiß, daß Anton in den furchtbaren Schlachten, welche bereits geschlagen worden, mitgefochten hatte. Wo war er? lebte er überhaupt noch? oder barg ihn längst die Erde, oder lag er blutend und von Schmerzen gefoltert in einem der vielen Lazarethe, unter den Verwundeten, von deren Jammer und Thun die Leute erzählten, die von Metz, Sedan und vom Westen heraufkamen?

In Paris ward es immer unheimlicher. Viele der jungen Leute fehlten, Mancher war in die Armee getreten, und die Kunde von seinem Ende war schon nach Paris gedrungen. Der böse Michel suchte Fanchette nicht mehr mit seinen Bewerbungen heim, aber er that sonst manche Bosheit. Wie alle Feig=

linge und characterlosen Leute hatten die Poy's nun nichts Besseres zu thun, als auf den gestürzten Kaiser furchtbar zu schimpfen, den sie früher bis in den Himmel gehoben hatten. Die Iblon's blieben wenigstens ihrem Grundsatze getreu. Sie waren stets sehr freiheitlich gesinnt gewesen, und nach der Erklärung der Republik kannte ihre Begeisterung keine Grenzen. Aber alle diese Dinge halfen nichts; die Preußen machten keine Anstalt, irgendwo stehen zu bleiben, sie drangen gegen Paris vor. Neues Unheil, neues Getümmel überall.

„Was werden wir machen?“ rief Mutter Anne, „wir werden doch nicht flüchten wie die Andern?“

„Gewiß“, rief Pierre, „wir flüchten. Die Preußen schlagen uns todt; was sie nicht abthun, das machen die Bayern und sonstigen deutschen Soldaten. Schon ist Alles um uns her öde — mit Recht. Aus Louveciennes, Bougival, Croissy, Carrières, Noisy, bis nach Saint Gratien hinauf und weiter nach nordwärts ist kein Mensch mehr zu finden. Alle Häuser sind verlassen, alle Dörfer leer. Genau so sieht es im Süden aus. Der Postmeister von

Plessis Piquet ist gestern gekommen, er sagt, daß drunten Niemand mehr sei. Die Wagen mit Flüchtenden sind ohne Zahl, und selbst aus Versailles flieht der größte Theil."

„Aber wohin denn?" jammerte Anne.

„Nach Paris hinein," rief Martin. „Einmal ist Paris unbezwinglich. Wir sind sicher dort, dann will es die Regierung."

„Und hier, hier? was soll hier werden?"

„Eine Wüste, die Preußen müssen ringsum Wüstenei finden, sie müssen verhungern."

„Ah, unser liebes, schönes Haus, die prächtigen Beete im Garten, die schönen kleinen Zimmerchen", weinte Anne.

Martin selbst senkte das Haupt, eine Thräne glänzte auch in seinen Augen. Alles, was er sich mit Fleiß und Mühe erworben, das Haus, an dem schon seine Väter gebaut hatten, die Werkstatt, seine trauliche Modellkammer sollte er verlassen, um Alles, Alles dem Feinde Preis zu geben? oh, es war schrecklich.

„Es muß sein“, seufzte er, „ich will wenigstens nicht mit ansehen, wie sie meine Habe verwüsten.“

Da trat Fanchette ins Zimmer. Sie kam von einem Gang zurück, den sie nach Saint Germain unternommen.

„Alles auf der Flucht“, berichtete sie. „Die Leute fliehen in Schaaren, Ihr könnt es Euch nicht denken, wie es dahinten am Waldrande zugeht.“

„Wir haben höchste Eile aufzupacken“, rief Pierre. „Wie es heißt sind die Preußen schon bei Lagny.“

Fanchette stellte ihren Korb auf den Tisch, „Was?“ rief sie erstaunt, „Ihr wollt fliehen? Ihr wollt Reißaus nehmen? — ich meine zu träumen.“

„O nein, nein, ernstlich. Wir flüchten nach Paris hinein“, sagte Martin.

„Wie — unser liebes Haus sollten wir im Stiche lassen?“ entgegnete Fanchette. „Die tausend und tausend kleinen Dinge, die uns so wichtig sind? nimmermehr! und weshalb?“

„Weil die Preußen hierher kommen können“, warf Pierre ein.“

„Sie werden kommen, aber ich fürchte sie nicht.

Sie sind als Feinde die besten, wie sie gute Freunde sind."

„Den Teufel auch", heulte Pierre, ich habe keine Lust, mich spießen zu lassen."

„Pierre", sagte Fanchette, „welch ein Bursch bist du. Wie konntest Du schreien und deklamiren; jetzt in der Stunde der Gefahr bist Du feig, angstvoll. Nein, Vater Martin, ich flehe Euch an, bleibt im Hause. Anton hat mir hundertmal von der Disciplin der Preußen, von ihrem Gehorsam gegen die Offiziere berichtet. „Kein Mann", sagte er, ist unter uns, der nicht auch in Feindesland den friedlichen Heerd des Bürgers achte." Anton sprach immer wahr. Er hatte schon den Krieg gegen die Oesterreicher mitgemacht. In der preußischen Armee sollen, er hat mir sein Wort darauf gegeben, die reichsten und vornehmsten jungen Leute neben dem Sohne des kleinen Bürgers, des Bauern, des Handwerkers, die Arbeiter neben den Adligen als gemeine Soldaten stehen."

„Na, wenn das wahr ist, fresse ich die Preußen", rief Pierre.

„Sorg' für Dich, Pierre", sagte Fanchette. „Es ist so, weil Anton es sagte. Hörst Du nicht von der guten Art der Preußen? nein, Vater, bleibt, zieht nicht nach Paris, laßt Euer Gut nicht zurück."

Die beiden Frauen baten, schalten und drohten. Fanchette's Muth feuerte Anne zur entschiedensten Opposition an, und wirklich gab Martin trotz Pierre's Geschrei nach. Man beschloß zu bleiben. Pierre erfuhr noch im Laufe des Tages, daß einige andere Familien, daß Viele in Saint Germain blieben, und die Iblons faßten Muth. Abends hörte man Schießen. Es waren die Geschütze des Mont Valerien, welche Probekugeln warfen. Seid einigen Tagen waren alle Forts um Paris armirt, die Straßen abgesperrt, die Wege verbarrikadirt, die Enceinte mit Geschütz besetzt. Paris war eine Festung geworden. Die Iblons sahen ferner nur Züge von Flüchtenden erscheinen, und wie die Leute ohne jeden Halt auf Paris zueilten; die Noth stieg.

Als die Iblon's so am Gitter ihres Zaunes standen, erschien ein Wagen. Auf demselben saßen

Gerard Poy und sein Sohn Michel; sie hielten merkwürdiger Weise vor dem Hause Iblon's an.

„Nachbar", sagte Poy herablassend, „Ihr wollt bleiben?"

„Ihr seht's", antwortete Iblon.

„Es ist nicht wohlgethan."

„Ziehet Eure Straße", brummte Martin, „Ihr habt Euch nie um uns gekümmert, laßt auch heute Euern Rath."

„Oh", höhnte Michel, „die Familie Iblon steht sich recht gut mit den Deutschen, sie haben ja Verwandte dabei. Wir wollen uns das merken, wenn unsere Armee die Preußen und Deutschen hier vor Paris zerhauen haben wird."

„Bube!" rief Martin, „auch in dieser Stunde noch hämisch"!

„Seht Euch vor", zischte Michel.

„Hinweg mit Euch", rief Pierre.

„Oh, Ihr seid ein schlechter Mensch", zürnte Fanchette. „Der, den Ihr schmäht in diesen Worten, der

ist vielleicht längst da, wo Ihr nie hinkommen werdet, bei Gott."

„Ah, die Nation wird ihre Feinde kennen lernen. Wer nicht für uns, mit uns ist, ist wider uns. Ihr bleibt uns fern, Ihr sollt Eure Strafe finden." Er peitschte die Pferde, der Wagen rollte davon und das öde Haus der Poy's blieb Jedem zum beliebigen Gebrauche überlassen, denn rath- und kopflos war Alles in und um Paris, und die feste Ueberzeugung, Paris sei uneinnehmbar, hielt die Massen noch zusammen. Abends sahen die Bewohner Poissys und Saint Germains von der Terrasse aus im Süden Feuer aufflammen und Rauch steigen. Es waren die Wachtfeuer der Preußen und Bayern, welche dort bereits Stellung genommen hatten. Fanchette ging langsam und gedankenvoll nach Hause zurück. Sie hatte lange Zeit an der Stelle gestanden, wo Anton mit ihr an jenem glücklichen Festabende zum ersten Male gesprochen. —

Der französischen Stellung bei Villejuif gegenüber brannte auf einer Höhe ein Wachtfeuer. Rund um dasselbe lagerten die nervigen, wettergebräunten

Gestalten der preußischen Infanteristen vom Königs-Grenadier-Regimente. Die verschossenen Uniformen, die blitzenden Waffen und die tiefe Stille, welche auf den Gruppen ruhte, machten das ganze Bild zu einem so effectvollen, wie man es eben nur auf dem Schauplatze eines großen Krieges finden kann. Weiter hinaus vor dem Wachtfeuer, im Dunkel stehend, nur zuweilen von der aufflackernden Flamme beleuchtet, war der vorgeschobene Posten sichtbar. Ganz hinten im schwarzen Schleier funkelten die rothen Lichter in den Befestigungen der Franzosen, und zuweilen unterbrach ein dumpf verhallender Schuß die tiefe Stille. Ganz am Saume des Horizontes aber zog sich ein Lichtstreifen hin, dort lag Paris. Paris war eng von den Deutschen umschlossen. Ueberall erhoben sich die Werke der Cernirungsarmee, jede Verbindung war abgeschnitten, und was die Franzosen, so viel ihrer auch sein mochten auf Erden, für unmöglich gehalten hatten, das war genau eingetroffen, Paris war eine vollständig belagerte Stadt, und da nach allen Erfahrungen eine belagerte Stadt auch sicher eine er-

oberte ist, so zweifelten die Vernünftigen nicht mehr daran, daß Paris erobert werden könne. Freilich gab es da noch viel zu thun. Das Bombardement, welches im Lager der Deutschen täglich erwartet wurde, wollte noch immer nicht beginnen. Die Forts schossen wie rasend tagtäglich eine Anzahl Granaten hinaus; das Feuer der Pariser wüthete gegen die eigene Umgebung. In Asche lagen die herrlichen Landhäuser, die Schlösser und Dörfer. Brände loderten empor, und schon hatten furchtbare Ausfälle auf beiden Seiten zahlreiche Opfer gekostet. Wie lange sollte das noch währen? —

Da, wo die Straße von Paris bei l'Hay vorüberführt und das Bièvreflüßchen schneidet, zieht sich ein dichtes Gehölz hin. Es liegen in demselben zwei kleine Landhäuser. In diesem Gehölze bewegte es sich in der Nacht hin und her. Zuweilen war das Geräusch stärker, dann wieder schwächer, und einige Male blitzte beim Schimmer des schwachen Sternenlichtes ein Gewehrlauf aus dem Gebüsche. Nach einiger Zeit schallten von zwei Seiten her Tritte; auf einer Lichtung, nicht weit von dem

ersten Landhause, stießen zwei preußische Patrouillen zusammen.

„Nichts gefunden?“ fragte eine Stimme.

„Nein, Unteroffizier Hoffmann“, lautete die Antwort, „und doch war es dort unten, ich will den Kopf verwetten.“

Der Unteroffizier Anton Hoffmann von dem Königs-Grenadier-Regiment schüttelte das Haupt.

„Ihr habt Geister gesehen, Gefreiter Finke“, sagte er, „es ist Euch schon einige Male passirt.“

„Na, ich will's nicht ganz in Abrede stellen“, sagte Finke, „aber dieses Mal war's richtig.“

„Ich kann nicht begreifen, wie ein Kerl von drüben durch unsere Posten gekommen sein und hier hinter uns gefeuert haben kann“, sagte Anton.

„Ja, begreifen oder nicht, es war aber so“, meinte ein Soldat.

„Also“, entschied Anton, „ich werde hier mit fünf Mann bleiben. Finke, nehmt die Patrouille mit, meldet dem Lieutenant, daß ich hier bleibe, um zu erfahren, was es giebt.“

Finke zog mit der Patrouille ab. Anton Hoff-

mann und seine Leute näherten sich dem Landhause. Es war, wie alle in der Gegend, verwüstet, öde und leer. Die Thüren hingen in den Angeln, die Fenster waren zerschmettert, in den Gängen, Zimmern, auf den Treppen lag der kostbarste Hausrath wild umhergestreut, und der kleine Garten war vernichtet. Anton Hoffmann vertheilte die Leute rings um das Haus. Es galt, einer seltsamen Persönlichkeit auf die Spur zu kommen, welche seit mehreren Nächten die Posten beunruhigte. Es war festgestellt, daß ein Franzose, ob Soldat oder Moblot, das wußte Niemand, in sehr gewandter Weise durch die Posten schlüpfte und trotz der größten Aufmerksamkeit hinter die Linie gelangte, hier Feuer auf die Feldwache gab, schon einige Male Schüsse abgefeuert hatte, die wohlgetroffen und verschiedene Opfer gefordert hatten. Es galt, diese Person zu erwischen. Die Posten wetteiferten im Spüren. Die Unteroffiziere hatten Preise unter sich ausgseetzt; die Gefreiten wollten 25 Stück Lieferungscigarren und zwei Erbswürste zum Besten geben, wenn der Schütze gefaßt würde. Anton

Hoffmann stand allein in der finsteren, schweigenden Nacht.

Der Tischler war gleich nach seiner Ankunft aus Frankreich in die Armee getreten, um wieder dahin zurückzukehren, woher er gekommen. Anton hatte die furchtbaren Kämpfe glücklich durchgemacht. Das Feuer des Feindes hatte ihn verschont, und Schritt für Schritt war er sicher auf dem Boden fortgewandelt, den er vor Kurzem so ungern und gezwungen verließ; der Boden Frankreichs, auf welchem die weilte, die er liebte, von welcher das Schicksal ihn so grausam riß. Als Anton von Lagny aus mit seinem Regimente auf Paris zumarschirte, und von der Höhe des Plateaus bei Gayot die Stadt Paris wieder erblickte, da wollte ihm das Herz fast zur Brust heraus, so stark klopfte es. Es war eine zwiefache Empfindung, die der Freude und die der Sorge. Wenn Alles glücklich ablief, so konnte er Fanchette vielleicht wiedersehen, aber wie mochte sie ihn empfangen? Waren die Leiden, welche die Thorheiten der Franzosen über ihr eigenes Vaterland verhängten, nicht auch verderblich für die

Iblon's geworden? Waren sie geflohen, nach Paris hineingeflüchtet, wie so viel tausend Andere? Dann war Fanchette für Anton verloren; wie konnte er hoffen, sie zu finden, und wenn er sie fand, waren die Iblon's sicherlich die wildesten Feinde der Deutschen; ja, Fanchette selbst hatte vielleicht ihr Herz gewendet, denn die wüthenden Hetzereien der Blätter und Extrablätter schoben jeden Brand, jede Zerstörung den Deutschen zu. Anton seufzte tief auf. Das Vaterland forderte große Opfer. Immer näher zog sich sein Kommando gegen Versailles heran, von da aus war es nicht mehr weit bis nach Poissy; o, vielleicht kam er in die Nähe der Geliebten.

Mit solchen Gedanken stand er auch in jener Nacht auf dem einsamen Posten. Anton starrte in die Nacht hinaus, er blickte nach Westen, wo die Waldung so finster aufstieg, dort lag Saint Germain — Poissy! Er hatte diesen Ort für seine Leute ausgesucht, weil der Schütze gewiß wieder einen Besuch abstatten wollte und ohne Zweifel hier Niemanden vermuthete, daher auf großen Um=

wegen zwar, aber doch sicher hinter die Postenkette gelangte. Anton hatte seit einiger Zeit sinnend gestanden, als er nicht weit von sich ein leises Rascheln hörte. Er hielt den Athem an. Wie war es möglich, daß von dort ein Mensch kommen konnte? die Posten standen dicht beisammen, der Mann konnte nicht zwischen die Soldaten hindurchschlüpfen, ohne von ihnen gesehen zu werden — an Gespenster aber glauben preußische Unterofficiere nicht — also hielt Anton es für gerathen, sich ein wenig zu ducken; er hatte kaum seine Gestalt etwas erniedrigt, als er kaum fünf Schritte vor sich trotz der Dunkelheit einen Gegenstand auftauchen sah, dieser Gegenstand war augenscheinlich eine Klappe, welche sich öffnete. Anton fürchtete nur Eins, daß nämlich die andern, seine Leute, auch Etwas gehört haben und durch ein zu schnelles Handeln den geheimnißvollen Feind stören möchten — aber dies schien nicht der Fall zu sein. Anton sah vielmehr, wie sich aus der Tiefe eines Kellers oder Gewölbes langsam die Gestalt eines Mannes hob, er kroch ganz heraus, senkte die Klappe und schritt, ein Gewehr vor sich

haltend, ziemlich sorglos und keinen Feind in der Nähe vermuthend heran. Anton drückte sich gegen die Wand, der Mann war kaum noch einen Schritt von ihm entfernt, als der Unteroffizier eine rasche Bewegung machte und mit außerordentlich kräftiger Faust die Gurgel des nächtlichen Wanderers geschickt umklammerte, daß derselbe keinen Laut von sich zu geben vermochte, sonder fast dem Ersticken nahe schien. Ein gurgelnder Ton entrang sich der Kehle, der Gepackte sank in die Knie und das Gewehr entfiel ihm. Anton's große Körperkraft hatte den Gegner schnell überwunden, der krampfhaft die Arme des Unteroffiziers erfaßte. Anton wollte rufen, aber plötzlich erbebte er, die Hände wurden ihm locker, er hatte den Ergriffenen trotz des Dunkels erkannt, denn dessen Gesicht war dicht vor Anton's Augen:

„Pierre", flüsterte er entsetzt.

„Antoine", röchelte der Gefangene.

„Wie kamst Du hieher?" flüsterte Anton.

„Von dort, aus der Tiefe."

„Sprich ganz leise, die Wache ist in der Nähe."

„Unglücklicher, Du gehst auf Mord aus.“ — Pierre räusperte sich leise. „Ich bin Franzose — Du Preuße. Einer sucht den Andern zu tödten.“

„Aber feige — aus dem Hinterhalte?“

„In diesem Kriege ist Alles erlaubt.“

„Und wenn Du vor unsern Kommandeur gebracht, vor das Kriegsgericht gestellt würdest?“

„Schleppe mich doch hin“, sagte Pierre, „das wird das Beste sein. Fanchette würde es begreiflich finden.“

„Sie liebt mich noch? — denkt mein?“

„Es wäre eine Lüge, wollte ich Nein sagen.“

Anton kämpfte mit sich.

„Pierre“, flüsterte er, „was soll ich thun?“

„Ich bin bei dem fliegenden Corps, das sich zum Angriff gegen die Preußen bildete — ich werde nicht als Soldat behandelt, wenn Du mich ablieferst. Es ist ein sonderbarer Zufall, daß ich in Deine Hände fiel.“

„Vielleicht eine Lenkung von oben“, sagte Anton. „Wie kommst Du hieher? wie durch die Posten, denn Du bist der Schütze, den wir suchen.“

„Ich bins. Dort der Gang läuft von hier bis nach Cachan, ich stieg dort hinein und so kam ich stets unbemerkt hinter Eure Linie. Nach einigen glücklichen Schüssen aus dem Revolvergewehr eilte ich fort und verschwand in die Tiefe hinein. Ich ahnte nicht, daß Ihr hier auf Posten stündet.“

„Und —“ fragte dann zögernd Anton, „weiß Fanchette von Deinen Thaten?“

„So wahr mir Gott helfe — nein, eben so wenig als meine Eltern davon wissen. Ich schütze vor, daß ich ausgehe, um Neuigkeiten zu erfahren, einige Tage bleibe ich fort, schleiche mich, mit einem Paß des Commandos versehen, bei Puteaux durch die Posten und besuche verschiedene Eurer Stellungen.“

Anton hatte bei der Versicherung von Fanchette's Unkenntniß hoch aufgeathmet — er kämpfte mit sich selbst.

„Und wenn ich Dich entwischen ließe“, fragte er, „was würdest Du thun?“

Pierre schwieg. „Ich möchte Dir wohl einen Eid leisten“, sagte er endlich.

„Welchen?“

„Ich schwöre bei dem allmächtigen Gott, nie wieder die Waffe gegen einen Deutschen erheben zu wollen, wenn Du mich frei lässest. Was ich that, das that ich für die Meinigen; es ist schlimm für die gewesen, die ich traf, aber es ist am Ende doch immer Krieg, ich will's nie wieder versuchen.“

Anton war entschlossen, der Bruder der heißgeliebten Fanchette mußte gerettet werden.

„Wohlan“, sagte er, „ich nehme Deinen Eid an. Ohne Erbarmen fällst Du, wenn ich Dich noch einmal treffen sollte mit Waffen gegen uns. Du dankst Deine Rettung Fanchetten und dem guten Herzen des Deutschen, den Du auch geschützt hast am Tage meines Abzuges von Poissy. Hinweg, nimm Dein verfluchtes Gewehr mit Dir, vielleicht sehen wir uns glücklich wieder!“

„Gott strafe mich, wenn ich meinen Eid breche“, sagte Pierre und huschte fort. Anton sah ihn die Klappe heben, dann verschwand Pierre — die Klappe schloß sich, nicht ganz ohne Geräusch. Ein Schuß blitzte auf, einer der Grenadiere hatte den

Ton gehört, den die Klappe hervorgebracht, und hatte nach der Richtung hin Feuer gegeben.

„Was war das?“ rief Anton vortretend.

„Dort, da unten huscht was“, rief der Grenadier, Alle stürzten herbei.

„Ihr irrt wieder“, sagte Anton, „es war nichts.“

„Sie suchten am Hause umher, Anton fürchtete, sie möchten die Klappe finden. Sie bemerkten nichts. Vom Waldsaume her nahte die Ablösung.

„Nichts gefunden?“

„Nichts“, lautete die Antwort.

Unter dem Donner der Kanonen erzitterte die Gegend, welche südöstlich von Malmaison sich hinzieht. Am 19. Januar 1871 hatten die Franzosen wieder einen jener großen Ausfälle unternommen, die seit mehreren Monaten schon theils in größeren, theils in kleineren Pausen stattfanden. Dem Ausfall vom 19. ward mit großer Spannung entgegengesehen. Es konnte der längst vorhergesagte sein, der mit 400,000 Mann seitens der Franzosen ausgeführt werden sollte. In Feuer, Rauch und Blitz war die Gegend gehüllt, von Garches bis nach

Vaucresson und an die Seine hin wogte der Kampf. Die Massen der Franzosen entwickelten sich vom Mont Valerien aus für das Infanteriegefecht mit großer Schnelligkeit, sausende Eisenklumpen rasten durch die Luft und fielen knatternd, berstend in die Reihen der Deutschen. Mit Ungestüm drang der Feind von Saint Cloud und dem Erdwerk von Montretout vor. Das Gefecht wüthete hier heftiger, als man erwartet hatte, und in derselben Zeit griffen die Franzosen auch Garches an. In der Montre-toutschanze behaupteten sich 60 Mann Preußen mit wahrhaft heldenmüthiger Tapferkeit und auch in Garches fand der Feind unerwarteten Widerstand. Wohin das Auge schaut, Knäuel des Kampfes, an-stürmende Linien und das Ohr wird zerrissen durch den furchtbaren Donner des Geschützes, das Knattern des Gewehrfeuers, dessen Heftigkeit dem Dröhnen und Schmettern des Feuers von Wörth gleich-kommt, ja dasselbe noch übertrifft. Heiß wird ge-rungen droben bei dem Schlosse la Bergerie. Ein Bataillon des 59. Regiments vertheidigt das Schloß, schon sind die Franzosen bis in den Park gedrungen,

das kleine Häuflein ist ganz auf sich selbst angewiesen, denn der Feind drückt mit solcher Gewalt auf Garches, daß alle Kraft gegen diesen Punkt gewendet werden muß. Mit wildem Hurrah stürmen die Preußen zum Angriff der Höhen von Garches vor. 59er, dann schlesische Jäger (Nr. 5), die Füsiliere der Königs-Grenadiere dringen heran, Oberst von Köthen führt die Truppen, welche unter mörderischem Feuer vordringen. Ein heftiges Schützengefecht entspinnt sich, der Kampf hat seinen Höhepunkt erreicht. Man wird hie und dort schon handgemein, die Feinde debouchiren mit neuen Bataillonen aus Reuil, dazu donnert der Mont Valerien seine todtbringenden Schüsse und von der Montretoutschanze feuert der Feind nicht minder stark. Das Königs-Grenadier-Regiment sendet neue Verstärkung; in die Flanke faßt man den Feind, der Angriff ist furchtbar, denn die Geschütze der Franzosen scheinen ihre Gewalt zu verdreifachen. Jetzt aber gelingt es der preußischen Artillerie, welcher die Franzosen sich nur an einem Punkte genähert hatten, in das Gefecht einzugreifen. Die

Granaten der Preußen fallen über den Hügelkamm von Garches in die Bataillone der Franzosen, die Verwirrung ist schon allgemein, zwar feuert Montretout noch heftig genug und die dritte leichte Batterie des 5. Corps, welche bei dem Hospiz Brézin postirt ist, wird scharf von den Franzosen beschossen.

In diesem Momente allgemeinen entscheidenden Kampfes war Anton Hoffmann mit seinem Zuge bei den Höhen von Garches mitten im heftigsten Handgemenge. Er hatte schon zwei Mal von dem Bajonnet Gebrauch machen müssen, die Feinde wehrten sich hartnäckig genug und die Todten häuften sich rings umher. Noch einen wüthenden Angriff machten die Königs-Grenadiere, hauend, stoßend und feuernd drangen sie vorwärts. Anton hat im Gewühle des Kampfes, wild von den Furien des Krieges angetrieben, gegen die nicht minder rasend kämpfenden Feinde gewüthet. Finke, der gute Gefreite, stürzt neben dem Unteroffizier todt nieder, über zehn andere Kameraden schreiten die Lebenden fort; noch die letzte, kraftvolle Anstrengung, noch

ein laut hinschallendes Hurrah und geworfen ist der Feind, den Hügel hinab stürzen in wilder Flucht seine Schaaren. In langen Zügen athmen die Königs-Grenadiere droben auf dem eroberten, mit Gefallenen bedeckten Hügel die Luft, welche sie sich heute wirklich thatsächlich erobert, erkämpft haben.

Von diesem Hügel aus sehen sie nieder auf die noch immer wogende Schlacht, drüben an der Ecke der Batterie erblicken sie hoch zu Rosse den Kronprinzen von Preußen, den die Granaten umsausen, dort unten auf dem Aquaducte von Marly gewahren sie die hehre Gestalt Wilhelm's, des Kaisers von Deutschland, neben ihm hält Moltke, die Ordonnanzen fliegen hin und her, es ist Nachmittags 3 Uhr, als der Feind auf allen Seiten weicht; nur die Schanze von Montretout feuert noch, aber die gesammte Artillerie der Preußen donnert jetzt gegen dieses verderbenspeiende Werk. Anton lagert mit seinem Zuge auf den Höhen von Garches. In der Vorstadt Vaugirard von Paris brennt es stark, auch in Fort Vanvres ist eine Feuersbrunst. Anton's Blicke aber richteten sich auf die Krümmung der

Seine bei Le Pecq, die er von hier aus sehen konnte, dort liegt die Terrasse von Saint Germain.

Es war Anton nicht vergönnt gewesen, in die Nähe von Poissy zu kommen. Er hatte den strengsten Dienst bei seinem Regimente und seine Kenntniß der französischen Sprache fesselte ihn noch mehr an das Kommando. Wie oft hatte er nicht gewünscht, einmal über den großen Wald hinaus in das Gebiet von Saint Germain zu gelangen, es wäre dann so leicht gewesen, nach Poissy hinüber zu streifen, zu sehen, zu hören, ob die Iblon's noch dort waren, wie es Ihnen erging. Zwar hatte Pierre dem Tischler tröstliche Nachrichten gebracht, aber seitdem war eine geraume Zeit verstrichen und innerhalb derselben konnte sich schon allerlei Schlimmes ereignet haben. Paris hielt sich immer noch, die Ausfälle hatten nicht nur harte Kämpfe zwischen Deutschen und Franzosen herbeigeführt, sie hatten auch die Umgegend der Hauptstadt verwüstet, und was die Deutschen, was die Kämpfenden selbst schonten, das vernichteten die Geschosse der Pariser mit einer unerklärlichen, meist ganz nutzlosen Wuth.

Anton war mit einem Kommando nach Saint Cloud gekommen. Da stand er vor einer Ruine, da ragten die hohlen und geschwärzten Mauern in die Lüfte, da starrten die ausgebrannten Fenster wie große Augen den Tischler an. Er hatte dieses herrliche Schloß so gut gekannt. Als er mit Martin Iblon die prächtigen Thüren einsetzte, war er, wie ehedem der Meister, durch die Zimmer und Säle geeilt, hatte die tausend und aber tausend schönen Dinge mit großer Freude betrachtet — Alles! Alles war durch die Kugeln und Granaten des Mont Valerien und jener verheerenden Batterie des Point du Jour vernichtet. Die Kameraden erzählten, wie sie, die Preußen, die Feinde, Alles angewendet hätten, das schöne Schloß zu retten, aber umsonst. Anton suchte sich so viel es ging in den Trümmern zurecht zu finden. Er vermochte ungefähr zu bestimmen, wo der Saal mit den Thüren gewesen. Er stand auf einem Aschenhaufen. Die schönen Thüren waren vielleicht zu jenem Kohlenscheite zusammengeschrumpft, das dort im Winkel lag.

Trübe gestimmt kehrte Anton in sein Quartier

zurück. Hier waren allerlei Nachrichten verbreitet. Es ist im Felde gerade so, wie daheim, es giebt immer Leute, die tausend „genaue Nachrichten“ bringen und wissen wollen. Man sprach von der bevorstehenden Capitulation von Paris. Der Ausfall am 19. Januar ward als der letzte von Bedeutung angesehen; die Verluste der Franzosen waren ungeheuer und ihre Todten bedeckten das Schlachtfeld weithin. Daneben ward die Noth der unglücklichen Bewohner der Umgegend immer größer. Sie hatten nicht nur unter den Drangsalen des Krieges und der Kämpfe zu leiden, die entarteten Proletarier, das Gesindel, aus den aufgelösten Schaaren der Franctireurs und der zersprengten Truppen, hauste schrecklich. Sobald man hinter die Linien der preußischen Postenketten gelangt war, hörte die Sicherheit auf. Die Dörfer, welche verlassen waren, boten dem Gesindel gute Schlupfwinkel dar. Von hier aus machten sie ihre Anfälle, von hier aus raubten sie, und nicht nur der Raub, der räuberische Gewinn war es, der sie lockte, man hatte auch Beispiele genug, daß Rache und Bosheit

ihre volle Befriedigung gefunden, daß alte Feindschaft sich diese schreckliche, gesetzlose Zeit zu Nutze machte, um dem Gegner auf jede nur mögliche Weise zu schaden.

Anton hatte nach einigen Tagen gänzlicher Ungewißheit endlich einen Mann gefunden, der ihm aus Poissy Nachricht brachte. Die Iblon's lebten, waren in ihrem Hause, Fanchette konnte also noch die Seine werden. Anton sendete den Mann mit den innigsten Grüßen an seine Verlobte zurück. Er schrieb nicht, denn der Briefwechsel mit Franzosen war immerhin gefährlich, die Bosheit konnte Vieles anders deuten und es bedurfte nur eines Grußes, der Nachricht, daß Anton in der Nähe sei, um Fanchette glücklich zu machen. Der Bote richtete seinen Bescheid auch gewissenhaft aus. Welch' eine Freude empfand Fanchette! Sie war das erste Mal seit Anton's Abschied glücklich, sie sang, sie hüpfte durch die Zimmer, und der winterlich ausschauende Garten ward von ihr oftmals besucht. Sie wußte, daß Anton nicht allzufern war, daß er sicher kommen würde, wenn es ihm möglich war. Auch Martin blieb

nicht ohne Theilnahme, die Ereignisse hatten ihn sanfter gestimmt, er hatte einsehen lernen, wie freventlich es sei, wenn der Mensch auf die brutale Gewalt pocht, wenn er das für unbezwinglich hält, was Hände erbauten und schafften. Paris, das für unzerstörbar gehaltene, begann dem Feuer der Preußen zu erliegen, die Forts, die Riesengeschütze halfen nichts — Mangel und Elend traten heran, die Armeen der Hülfe blieben aus oder wurden geschlagen, und die Preußen schienen fast Retter gegen das Gesindel. Pierre war ebenfalls sanfter, er ging nicht mehr aus, er holte keine Neuigkeiten und blieb zum Schutze der Eltern in der Nähe des Hauses. Allmälig verging die Zeit. Zum Schrecken, mindestens zur Besorgniß der Iblon's begannen die Preußen sich langsam aus Saint Germain fortzuziehen. Paris hatte kapitulirt und in Versailles und dessen Gegend standen noch zahlreiche Truppen. Die Gegend nach Poissy zu entblößte sich von deutschen Truppen, nur einzelne Abtheilungen erschienen noch als Patrouillen, um die Verbindung der abziehenden Corps zu unterhalten. Die Leute aus Poissy aber

wollten noch immer nicht heimkehren. Einsam standen die Häuser und oft genug sah man verdächtige Trupps von wilden Kerlen durch die öden Felder schweifen.

Die Iblon's, welche in Poissy fast ganz allein zurückgeblieben waren, hatten alle Ursache, auf der Hut zu sein. Pierre ging oft genug Abends mit einem mächtigen Knittel bewaffnet um das Haus, die Runde zu machen. Waffen durfte Niemand im Hause haben, die Preußen hatten jedes Gewehr verboten. Seit seiner Ergreifung und Freilassung durch Anton war Pierre vorsichtig geworden. Er hatte sein Wort gehalten, die Revolverbüchse war verschwunden und Pierre hatte kein Wort von seinem Zusammentreffen mit Anton gesagt; er fürchtete Fanchette und die Mutter. Niemand von den Seinen ahnte, daß Pierre einst in Lebensgefahr geschwebt. Bei jenen Runden hatte der Sohn Martin's schon einige Male in dem Nebel des Abends Männergestalten zu bemerken geglaubt, welche vom Walde kommend, das Haus beobachteten. Er theilte dem Vater seine Bemerkungen mit.

„Was wird es sein?“ sagte Iblon, „Strolche, die etwas zu rauben gedenken; wir wollen die Thüren wohl verwahren.“

Fanchette und Mutter Anne geriethen in Angst. Die preußischen Truppen waren fort, die Aufregung der Bevölkerung war groß, denn nun schrie alle Welt Verrath gegen Trochu. Jeder glaubte sich berechtigt, das Vaterland auf eigene Faust ordnen und wieder beruhigen, die Abtrünnigen strafen zu müssen, und diese freiwilligen Ordner zogen wie Räuber im Lande umher. — So hinter verschlossenen Thüren saßen Fanchette und Mutter Anne. Martin und Pierre waren ausgegangen, um Erkundigungen einzuziehen, wann die Wahlen zur Nationalversammlung beginnen sollten. Tiefe Stille herrschte ringsum, nur von Saint Germain tönte das Läuten der Abendglocke. Die beiden Frauen hatten von den vergangenen Tagen geplaudert, Fanchette war traurig geworden, sie stützte das hübsche Köpfchen in die Hand, sie zerdrückte eine Thräne, welche in ihren Wimpern glänzte — Anton Hoffmann ließ nichts mehr von sich hören.

„Horch! horch!“ sagte Anne leise, sich halb vom Sessel erhebend, „draußen am Thore des Gitters raschelt es.“

„Es wird der Vater sein.“

„Nein, hörst Du? Der Hund schlägt an, es sind Fremde.“

Fanchette stand auf. In diesem Augenblicke ließ sich ein dumpfes Gemurmel hören, Stimmen wurden vernehmbar.

„Es sind Feinde“, rief Fanchette „und wir sind verloren.“

Die Frauen eilten in den Hausflur, sie verriegelten die Thüren, sie sahen durch das Fenster der Küche, wie eine ziemlich große Menge von Kerlen am Zaun umherliefen. Jetzt schienen sie die Stelle gefunden zu haben, an welcher sie übersteigen wollten — zwei, drei sprangen in den Garten, die Andern folgten. Im Nu waren sie dicht vor dem Hause.

„Aufgemacht!“ donnerte der Ruf.

„Die zitternden Frauen drückten sich an die Wand des Flurs, ohne ein Wort zu erwiedern.

„Schlagt die Thüren ein", rief eine Stimme.

„Es ist Michel Poy", flüsterte Fanchette, „er wird uns verderben."

Die Bande begann mit großer Gewalt die Thüre zu berennen, sie krachte und wankte. Fanchette eilte die Treppe hinan, sie öffnete ein Bodenfenster.

„Michel Poy", rief sie hinab, „ich kenne Dich wohl, Du bist ein Räuber, hinweg von unserm Hause, Ihr habt kein Recht, in die Wohnung friedlicher Bürger zu dringen. Du bliebst fern von Poissy, Du bist nun heimgekehrt, um zu rauben, zu zerstören."

„Ha! ha! ha!" lachte Michel, „kennt Ihr mich? Wer spricht von Räubern, he? Wir sind Rächer, wir sind nicht, wie Ihr, draußen geblieben, mit den Preußen zusammen, wir haben Paris vertheidigt, wir sind Patrioten. Wir kommen, um die Freunde der Preußen zu züchtigen. Hollah! brennt Alles nieder."

„Um Gottes willen, habt Erbarmen", jammerte Fanchette, „Ihr seid doch Landsleute, ich rufe um Hülfe!"

„Ruf doch, mein Täubchen“, höhnte Michel, „die Blauen aus Norden, die lieben Preußen sind fort. Keiner läßt sich blicken, ruf doch. Wir werden schnell bei Euch sein. Nieder mit den schlechten Bürgern.“

Wirklich erschienen drei Kerle mit Feuerbränden. Fanchette's Angst stieg auf's Höchste, sie war mit der Mutter in der Gewalt der Schurken. Michel hatte den Augenblick wahrgenommen, wo die Frauen ohne jeden Schutz blieben. Er kam unter dem Vorwande, die Iblon's strafen zu wollen, es war aber seine böse Absicht, das ganze Eigenthum des Tischlers zu vernichten, um sie vollständig zu ruiniren. Niemand hinderte ihn, die Zustände waren noch nicht im Geringsten geordnet.

„Hülfe!“ riefen die Frauen, aber statt einer ermuthigenden Antwort ertönte das Geschrei der Marodeurs: „Nieder mit den Preußenfreunden!“

Immer stärker wurden die Stöße gegen die Thür, ein Holzvorrath brannte bereits.

„Schütze uns Gott!“ riefen die Frauen, in die Kniee sinkend.

Mit furchtbarem Krachen wich die Thüre, in

den Flur stürmte die raubende Rotte, ihr voran Michel, im langen Barte zwar, aber den Frauen wohl kenntlich. Er hielt eine Flinte in der Faust und während seine Gesellen, die theils in Uniform der Nationalgarden, theils in Blousen gekleidet waren, sich in dem Hause vertheilten, stürzte der rohe Bursche auf Fanchette zu. Er umfaßte das hülferufende Mädchen, stieß die Mutter zurück und brüllte:

„So, meine stolze Taube, hab' ich Dich endlich? wir wollen Euch die hochmüthigen Tücken austreiben. Kommen Sie, Madame Hoffmann!" rief er, unter dem Gelächter der Menge.

„Erbarmen!" schrie Fanchette, sich in seinen Armen windend.

„Nichts da", entgegnete Michel, „ich habe einen Fang gemacht."

Er riß Fanchette wild empor und zog sie, trotz ihres Sträubens mit sich fort; schon war er in die Nähe der Thür gekommen, da blitzte es hell auf, ein Schuß krachte, gleich darauf fielen noch zwei. Fanchette hörte die Kugeln zischen, winselnd stürzten

zwei Räuber zu Boden und Michel ließ entsetzt seine Beute fahren.

„Zurück, Banditen!“ rief eine Stimme.

Michel erhielt einen heftigen Hieb gegen den Schädel, er taumelte heulend zur Thür hinaus.

„Rettet Euch“, brüllten die Marodeurs und sie sprangen ins Freie, stürmten die Treppen hinab.

Fanchette war zurückgeeilt, jetzt erst erkannte sie die Gestalten. „Preußen! Preußen!“ rief sie.

„Fanchette!“ rief eine liebe, wohlbekannte Stimme, „meine geliebte Fanchette! ich bin es.“

„Anton! Anton!“ rief das Mädchen und sank in die Arme des Retters.

Gleich nach dieser Begrüßung wendete sich Anton.

„Setzt ihnen nach“, rief er seinen Leuten zu, aber die Strolche hatten bereits das Weite gesucht, die Grenadiere bemühten sich, das Feuer zu löschen. Anton schloß die Gerettete aufs Neue in seine Arme, die Mutter ward in das nächste Zimmer getragen. Hier erst konnten die Drei von ihrem Glücke, von der Rettung ein klein wenig sprechen.

„Und Du bist es wirklich, geliebter Anton, nach so langer Trennung in solchem Augenblicke das Wiedersehen!“ rief Fanchette.

Anton sprach kein Wort, er preßte Fanchette an sein Herz und drückte einen sanften Kuß auf ihre Stirne.

„Ich sollte Dich heute finden, ich sollte zu Euch kommen“, sagte er, „auf Patrouille gesendet, hatte ich mir die Erlaubniß erbeten, bis Poissy streifen zu dürfen. Als das Feuer aufflammte, beeilten wir unsere Schritte, wir kamen zum Glück zur rechten Zeit.“

„Während Anne Erfrischungen für die Retter, die Preußen, herbeiholte, und die Liebenden nach langer Trennung froh und glücklich plauderten, erschienen Martin und Pierre, von einigen Freunden begleitet. Ihre Freude, ihr Staunen waren gleich groß.

„Ihr seid zum zweiten Male unser Retter, Ihr Preuße, Ihr, lieber Feind“, sagte Martin gutmüthig, „seid willkommen!“

Pierre schüttelte Anton's Hand, er zog den Vater und Anton bei Seite.

„Nicht zum zweiten, zum dritten Male", sagte er und mit leiser Stimme erzählte er dem Alten, was im Gehölz von l'Hay geschehen. Martin wendete sich ab, er drückte die Hand vor seine Augen, er stöhnte. Das Gefühl der Reue, der Scham schlug ihn fast nieder, stumm reichte er Anton die Hand.

„Es bleibt, wie es war", sagte er, „wenn Ihr wollt, ist Fanchette die Eure, sie liebte Euch stets, sie folge Euch, wohin Ihr auch gehen möget."

Fanchette warf sich an des Vaters Brust.

„Wir hoffen", sagte Anton, „der Frieden ist nicht mehr fern. Wenn ich die Waffen weggelegt habe, dann soll Fanchette die Meine werden. Pierre und Ihr, die Eltern, führt sie mir zu."

„Es sei", rief Martin, „wie auch die Thoren in Frankreich die Deutschen hassen mögen, der Mann, der uns drei Mal gerettet, ist mir nahe, ist mein Eidam, wenn er es sein will."

„Könnt Ihr fragen? Könnt Ihr zweifeln?“ rief Anton, Fanchette umarmend. „Was habe ich nicht um diese gelitten!“

Die Preußen blieben noch einige Stunden in Poissy. Die Freunde Martin's bildeten die Besatzung des Hauses. Zwei Leichen der Marodeurs trug man hinaus.

Spät erst trennten sich Anton und die Kameraden von den Iblon's. So lange die Preußen noch in der Nähe standen, war Anton oft in Poissy. Er besuchte mit Fanchette die Terrasse von Saint Germain.

„Es ist leider in Erfüllung gegangen“, sagte Fanchette, auf die schöne Landschaft deutend, „diese herrliche Gegend ist wüst geworden, diese schönen Häuser liegen in Trümmern.“ Sie wies auf die öden Gärten und Gebäude.

„Schrecklich“, seufzte Anton, „aber hoffen wir, daß dieses unglückliche Land sich aus seinem Jammer erhebe. Hätten sie uns freundlicher empfangen bei Euch, es wäre besser für Alle geworden, aber wir, meine Fanchette, wir dürfen nicht klagen. Aus

diesem Unheil ist uns das Glück erblüht, möge sich Alles zum Guten wenden.“

Obwohl Anton bald weiter fortmarschiren mußte, blieb er doch in Verbindung mit der Familie, die nun die seinige geworden; die Iblon's suchten ihn in seinem Standquartier auf.

Von dem bösen Michel hörte man in der nächsten Zeit nichts wieder. Erst in den letzten Wochen nach der Revolution, die in Paris ausbrach, zeigte er sich in Poissy. Die Iblon's kümmerten sich nicht um ihn. Er trat sehr schüchtern auf, eine furchtbare Schmarre zierte seinen Schädel, er prahlte damit: er habe sie im Gefecht erhalten, aber die Iblon's wußten wohl, woher sie rührte, sie waren edel genug, den Erbärmlichen nicht der allgemeinen Schande zu überliefern. Gerard, der Alte, kam auch zurück. Die harten Zeiten hörten noch nicht auf für Frankreich, aber die Poy's behelligten die Iblon's nicht weiter.

Während wir diese Zeilen schreiben, ist Anton Hoffmann noch bei seinem Regimente in Frankreich, aber der Frieden ist gekommen; die Truppen kehrten

in ihre Heimath zurück und die schöne Fanchette trifft schon alle Vorbereitungen zu ihrer Hochzeit mit dem Deutschen, der ihr ein schönes Daheim bieten wird am Ufer des freien, herrlichen Rheinstromes. —

Druck von Fr. Aug. Eupel in Sondershausen.

Inhalt.





